

# DER LANDSER

Deutscher 5.13 – 1. Aufl. 1960 – 1. Aufl. 1960  
Schwarz-Weiß 120 – 1. Aufl. 1960 – 1. Aufl. 1960

1,60 DM

Erlebnisberichte zur  
Geschichte des  
Zweiten Weltkrieges

1073

## A. GÜTTE „Im Norden der Ostfront...“

1941/42. – Die ersten Kampfjahre im Krieg mit der Sowjetunion. – Der  
Einsatzweg der 5./IR 90 (mot.). – Persönlicher Bericht eines ehemaligen  
Kompanieangehörigen



Scan & Korrektur: Keulebernd

## Ritterkreuzträger des Heeres



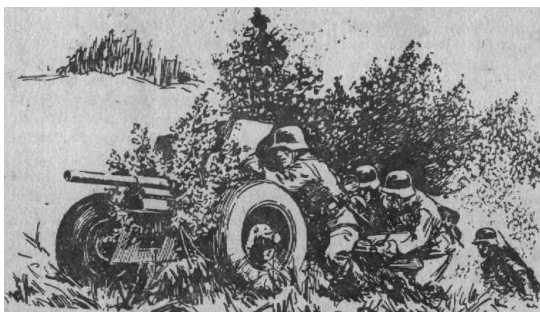
### **Günther Angern**

Angern, am 5.3.1893 in Kolberg geboren, trat 1911 als Fahnenjunker in das Heer ein und wurde ein Jahr später Leutnant im Jägerregiment zu Pferde 6 in Erfurt. Nach dem I. Weltkrieg verblieb er im Reichsheer, wo er u. a. als Rittmeister im Reiterregiment 8 und im Stab der 1. Kavalleriedivision diente. Als Oberst übernahm er 1938 die Führung der 3. Schützenbrigade, mit der er den Polenfeldzug mitmachte. Danach führte er die 11. Schützenbrigade, die beim Vormarsch von 1940 in Frankreich als selbständiger Truppenteil des Heeres zeitweise den äußersten rechten Flügel bildete. Angern wurde für die Führung der Brigade am 5.8.1940 mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet. Im Ostfeldzug befehligte er als Generalmajor die 11. und seit 15.9.1942 die 16. Panzerdivision, die als erster deutscher Truppenteil die Wolga nördlich von Stalingrad erreicht hatte. Bei den schweren Abwehrkämpfen in Stalingrad fand Generalleutnant Angern am 2.2.1943 den Soldatentod.

Durch den langen zeitlichen Abstand von den Geschehnissen ist es nicht immer möglich, exakte Daten z. B. hinsichtlich der Einheitszugehörigkeit etc. der hier gewürdigten Persönlichkeiten auszuarbeiten. Auch die Zeitpunkte der Ordensverleihung können differieren. Für dokumentarisch belegte Berichtigungen in solchen Fällen sind wir immer dankbar und selbstverständlich bereit, dieselben im »LANDSER« zu veröffentlichen.

# »Im Norden der Ostfront...«

## Der Einsatzweg der 5. Kompanie des Infanterieregiments 90 (mot.) in den Anfangsjahren des Rußlandfeldzuges



Ihre Odyssee durch die Weiten der Sowjetunion hatte im Juli 1941 begonnen. Damals fuhren sie ihre Kameraden vom Infanterieregiment 90 (mot.) durch die Gluthitze des Sommers und danach durch die klirrende Kälte des russischen Winters. Sie gehörten zur 5. Kompanie, und ihr Schirrmeister hat in diesem Band erzählt, was damals geschehen ist. Er war einer jener Spezialisten, denen die Verantwortung für den Fahrzeugpark der Einheit oblag, eine Aufgabe, die bei den extremen Witterungs- und Geländebedingungen auf den Schlachtfeldern des Ostens immer wieder eine Fülle schier unlösbarer Probleme heraufbeschwor. Aber auch seine Tätigkeit beschränkte sich nicht nur auf das rein technische Gebiet. Er und seine Gefährten waren auf ihren Fahrten zur vorderen Linie ebenso in die Schreckensszenerie des Krieges einbezogen wie die vielen namenlosen Nachschubfahrer, denen kein Wehrmachtsbericht jemals eine Würdigung zuteil werden ließ. Und hier ist sein Bericht.

Die Redaktion

Es ist Mitte August 1941 im Osten.

Wir fahren durch eine Landschaft, die nur wenige Spuren des Krieges aufweist. Einige Soldatengräber, Panzer- und Lastwagenwracks am Straßenrand, ab und zu ein paar zerstörte Häuser, deren Kamine wie anklagende Finger in den sonnendurchfluteten Himmel weisen. Die 5. Kompanie des IR (Infanterieregiment) 90 (mot.) im Verband der Hamburgischen 20. ID (Infanteriedivision), befindet sich auf dem Marsch zum Nordabschnitt der Ostfront. Langsam geht es über die zweispurige Kriegsbrücke der Düna in Witebsk. Die Fußwege auf beiden Seiten der Brücke sind voll Zivilisten, vorwiegend Frauen und Kinder, die nach den Kämpfen wieder in ihre Heimatorte wollen. Mit wachen Augen beobachten die als Brückenwachen postierten Sicherungen den Verkehr. Mein Fahrer und Kfz-Schlosser, der Obergefreite Ploher, und ich als Schirrmeister fahren mit unserem Mercedes 170 V am Ende der Kompanie.

Unsere Division war zuletzt am Wop eingesetzt. Wir wurden dort durch eine andere Infanteriedivision abgelöst und zur Auffrischung für eine Woche in den Raum Smolensk verlegt.

Nun sind wir in Witebsk angekommen. Es gab keine Pannen oder Ausfälle und darum habe ich etwas Zeit, die Vergangenheit passieren zu lassen.

Die Kompanie erreichte, in Gefechtsordnung aus dem Raum Zambrow kommend, in den frühen Morgenstunden des 17. September 1939 den Außenwall und Wassergraben der Zitadelle von Brest-Litowsk. Die Fahrzeuge waren in Deckung untergezogen.

»Fliegeralarm!« Der laute Ruf eines Postens wurde von Mann zu Mann weitergegeben. Die Landser\* sprangen in Deckung, nahmen die Waffen zur Hand. Blitzschnell wurde das auf ein Dreibein montierte Maschinengewehr besetzt. Der anschwellende Motorenlärm verriet die Richtung, aus der die

---

\* umgangssprachlich für Soldat

Maschine kam. Ein alter Doppeldecker schwebte langsam heran, wie bei einer Flugvorführung. Man sah, daß dieses Flugzeug schon zum letzten Aufgebot gehören mußte. Es war eher ein gut erhaltenes Museumsstück.

Das Fliegerabwehr-MG begann zu rattern, Gewehrschüsse knatterten. Die Leuchtpurgeschosse des Maschinengewehrs schlängelten sich wie Perlenschnüre der Maschine entgegen, und trafen. Fragmente lösten sich, segelten wie vertrocknete Blätter im Herbstwind davon. Der Motor spuckte, stieß blaue Rauchwolken aus. Der Doppeldecker schien außer Kontrolle zu geraten, setzte zur Notlandung an. In einer Entfernung von etwa 400 Meter setzte der Flugzeugführer die Maschine auf. Sie sprang wie ein wildgewordener Bock einige Male und stellte sich dann auf den Kopf. Der Propeller wühlte sich in den Acker, das Motorengeräusch endete schlagartig. Eine große Staubwolke breitete sich aus.

»Los – hin! Wir müssen die Besatzung gefangennehmen, ehe die Kiste Feuer fängt oder sie abhauen können.« Ich schnappte meine Maschinenpistole und rannte los. Im Laufen prüfte ich, ob das Magazin richtig eingerastet, die Waffe schußbereit war. Hinter mir hörte ich das Trampeln und Keuchen der anderen Soldaten.

Als wir an der Absturzstelle ankamen, hatte sich der Staub etwas gelegt. Der Flugzeugführer hing unbeweglich in den Gurten seiner Maschine. Der Beobachter versuchte verzweifelt, ihn aus dieser mißlichen Lage zu befreien. Glücklicherweise hatte der Vogel kein Feuer gefangen, obwohl der Motor verdächtig qualmte. Das schien aber verdampfendes Öl zu sein, das über heiße Motorenteile lief.

Mit vereinten Kräften gelang es, den bewußtlosen Piloten zu befreien. Wie es schien, war er mit dem Kopf an die Bordwand geschlagen. Blut lief über sein Gesicht. Der Beobachter hatte nur einige Prellungen davongetragen. Die Besatzung wurde gefangengenommen und von einem herbeigeeilten Stabsarzt

ärztlich versorgt.

Die abgesessene und vor der Zitadelle liegende Kompanie hatte inzwischen die Vorbereitungen zum Angriff über den Wall getroffen. Der Kompaniechef hatte alle Züge frontal angesetzt, die nach einem Sturmschießen mit allen Maschinenwaffen, und unter deren Feuerschutz eindringen sollten. Als die Maschinenwaffen begannen, die erkannten Feindstellungen einzudecken, zeigten die Polen überraschend die weiße Flagge zum Zeichen der Aufgabe.

»Angriff und Feuer einstellen! – Unter den üblichen Sicherheitsvorkehrungen die Polen in Empfang nehmen, entwaffnen, durchsuchen und zum Abmarsch in eine Kolonne gliedern.«

Oberleutnant Piener<sup>\*</sup>, der Chef, teilte dafür einen Zug ein. Mit den anderen Soldaten erklimmte er den Festungswall.

Auf dem Wall bot sich den Landsern eine grausige Szene, bei der der Tod Regie geführt hatte: Im Vorgehen – am Tage vorher – waren ein Zugführer, ein Melder, ein Gruppenführer sowie die Schützen I und II eines MG-Trupps gefallen. Der Leutnant war im Begriff gewesen, eine Meldung zu übernehmen, die der Melder noch in seiner erstarrten Hand hielt. Alle waren durch Scharfschützenbeschuß gefallen. Erschüttert ließen die Landser dieses Bild auf sich einwirken.

Es war am Tage vorher von unseren Truppen versucht worden, die Zitadelle im Sturm zu nehmen. Trotz ausgiebiger Artillerievorbereitungen gelang es nicht, an die Festung heranzukommen. Der Angriff scheiterte unter großen Verlusten und wurde dann zunächst eingestellt.

In der Nacht zum 17. September setzte das Infanterieregiment 76 über den Bug und riegelte die Zitadelle nach Westen ab. Über eintausend polnische Soldaten, die nach Westen ausbrechen wollten, wurden in dieser Nacht gestellt

---

<sup>\*</sup> Alle Namen, falls es sich nicht um Persönlichkeiten der Zeitgeschichte handelt, sind verändert oder frei gestaltet

und gefangengenommen. Diese Vorgänge hatten wahrscheinlich den Befehlshaber überzeugt, daß es wenig Sinn hatte, weiterzukämpfen. Für uns war deshalb alles leicht gewesen.

Nachdem die polnischen Soldaten entwaffnet und abgeführt waren, zogen unsere Fahrzeuge nach und kamen am frühen Vormittag in der riesigen Zitadelle an. Eine Sperre verhinderte zunächst den Eingang zum großen Innenhof. Nach der Beseitigung rückten wir ein. Die Spuren des deutschen Beschusses waren überall zu sehen. Gefallene Polen und Pferdekadaver zeigten augenfällig die Wirkung des Artilleriefeuers. Infolge der Hitze lag ein intensiver, süßlicher Leichengeruch über dem ganzen Innenhof.

Wenige Zeit später wurde der Befehl gegeben, die Zitadelle zu räumen und ein modernes Verwaltungsgebäude in der Stadt zu beziehen. Wir waren froh darüber. Die Umgebung dieser Unterkunft war leicht zu sichern, und der umzäunte Hof bot genügend Platz zum Abstellen der Fahrzeuge.

Spät am Nachmittag wurden alle Gruppen dafür eingeteilt, Straßenzüge und Gebäude nach versprengten Feinden und versteckten Waffen abzusuchen. Für diesen Auftrag übernahm ich eine Gruppe, deren Gruppenführer ausgefallen war. Unser Ziel war die Villengegend der Stadt. Polnische Soldaten oder Waffen fanden wir nicht. In einer verlassenen Villa machte ich einen ungewöhnlichen Fund: Die Uniform eines polnischen Generalarztes mit angehefteten Orden, darunter auch das Eisernes Kreuz I. Klasse aus dem ersten Weltkrieg.

In der Stadt tat sich etwas in den folgenden Tagen. Zunächst stellten wir Lastwagen ab, um die vorhandenen polnischen Flüchtlinge in die Heimatorte zurückzubringen. Hartnäckige Gerüchte besagten, die Sowjets würden kommen und Brest-Litowsk von uns übernehmen. Als Spruchbänder und Girlanden über die Straßen gespannt wurden – Hakenkreuz mit Hammer und Sichel friedlich vereint – waren diese

Andeutungen keine Gerüchte mehr.

Die Rote Armee rückte mit Panzern ein, gefolgt von Lastwagen mit aufgegessener Infanterie. Das war schon sehr imponierend. Wir verständigten uns mit Händen und Füßen, Zigaretten und kleine Andenken wechselten den Besitzer.

Trotzdem war das Verhältnis zwischen den Deutschen und den Sowjets ziemlich zurückhaltend. Die jahrelange Berieselung mit Propaganda über die Gesellschaftsordnung in der Sowjetunion trug Früchte. Diese einseitig orientierte »Aufklärung« konnte man nicht so einfach über Bord werfen.

Für den 22. September war eine große Feldparade angesetzt. Der Kommandierende General des XIX. Armeekorps, General der Panzertruppe Guderian, und der sowjetische Brigadegeneral Kriwoschein, ließen die Einheiten vorbeimarschieren. Für uns ein ungewöhnliches Bild. Anschließend wurde die Stadt offiziell an die Sowjets übergeben. Die deutsche Flagge ging nieder, die sowjetische stieg am Mast empor. Die Worte der beiden Generale sind es wert, festgehalten zu werden,

Es sagte General Guderian: »Herr General, ich übergebe Ihnen heute auf Befehl die Stadt und Festung Brest-Litowsk. Im Kampf um die Zitadelle sind viele deutsche Soldaten gefallen und ich möchte Sie um Veranlassung bitten, daß die Gräber meiner Kameraden in Ordnung gehalten werden.«

General Kriwoschein antwortete: »Das verspreche ich Ihnen, Herr General!«

Später gab es noch ein kleines Mißverständnis. Beim Abschiedsfrühstück, das Guderian seinem sowjetischen Amtsnachfolger gab, stieß Kriwoschein beim Trinkspruch in gebrochenem Deutsch auf »ewige Feindschaft« an. Er meinte zu diesem Zeitpunkt natürlich »ewige Freundschaft«. Vielleicht war das schon ein ungewollter Hinweis auf spätere Zeiten. Das war unser erstes Zusammentreffen mit den Sowjets gewesen.



Im Jahre 1941 hatten wir Mitte Juni den Truppenübungsplatz Groß-Born in Pommern auf unseren Fahrzeugen verlassen, hatten West- und Ostpreußen durchquert, und waren am 19. Juni im Suwalki-Zipfel eingetroffen. Das große Waldgebiet nahm die Einheiten auf, verbarg sie vor den Augen Neugieriger. Ein großes Rätselraten begann. Schon bei der Fahrt durch Allenstein war uns aufgefallen, daß um die Stadt Flugabwehrkanonen (Flak) in Stellung standen, die Rohre nach oben gerichtet, bereit für den Einsatz.

»Da gehen vielleicht Parolen um – richtige Räuber-geschichten.«

Ploher war von einer Versorgungsfahrt zurückgekehrt und in den Kreis der herumsitzenden Kameraden getreten. Das Fahrzeug hatte er in Deckung abgestellt.

»Was hast du denn gehört?«

»Wir sollen durch die Sowjetunion in die Türkei marschieren, von dort Rommel zu Hilfe kommen, damit die Briten aus dem Nahen Osten und Nordafrika vertrieben werden können. Die Russen sollen die Einwilligung bereits gegeben haben. Allerdings soll es da noch gegenteilige Meinungen geben und einige Heerführer sind gegen einen Durchmarsch deutscher Truppen.«

»Kann es zu Kämpfen kommen?«

»Das ist angeblich nicht ausgeschlossen.«

Damit wurde zum ersten Mal angesprochen, daß es auch zum Kampf mit der Roten Armee kommen konnte.

In Groß-Born hatte man einen Film über den Einsatz eines Panzerbataillons der Roten Armee gezeigt, der große Verwunderung verursachte. Der Film zeigte veraltete Panzer der zwanziger Jahre. Die Befehlsübermittlung erfolgte durch Flaggen und große, farbige Winkerkellen, die von Hand betätigt wurden. Was wir im September 1939 in Brest-Litowsk

gesehen hatten, paßte nicht zu diesem Informationsfilm. Dort hatten wir eine moderne Panzerbrigade gesehen, die mit vorwiegend T 26 mit einer 4,5-cm-Panzerkanone und ein oder zwei Maschinengewehren ausgerüstet war. Dazu besaßen die Kampfwagen Funkgeräte zur Befehlsübermittlung. Dieser Großverband hatte damals einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen und war mit den Aussagen des Filmes überhaupt nicht in Einklang zu bringen.

Für den folgenden Tag hatte der Kompaniechef Technischen Dienst befohlen. Die Züge überprüften, reinigten und reparierten ihre Ausrüstung. Unter meiner Aufsicht überprüfte der I-Trupp (Instandsetzungstrupp) sämtliche Fahrzeuge und stellte erkannte Mängel ab. Der Tankwart, Obergefreiter Born, gab Kraftstoff aus. Als alle Fahrzeuge aufgetankt waren, fuhr er mit dem BuG-Wagen (Betriebsstoff- und Gerätewagen) zur Betriebsstoffausgabestelle der Division und füllte den Vorrat wieder auf. Abends hatte die Kompanie insgesamt 6 VS (Verbrauchssätze) Betriebsstoff vorrätig. Ein VS war die Menge Kraftstoff für eine Fahrtstrecke von 100 Kilometer, allerdings auf guten Straßen. Unsere Fahrzeuge waren in gutem Zustand. Links und rechts am Aufbau waren in Halterungen Knüppelteppiche befestigt. Das waren armdicke Knüppel von einem Meter Länge, die durch Bindedraht und Stahlkrampen zusammengefügt waren. Mit ihrer Hilfe konnten Schlaglöcher und Schlammstellen in zerfahrenen Straßen überwunden werden.

Der Kompaniechef, Oberleutnant Piener, und die Zugführer besorgten sich andere Klamotten und traten als Waldarbeiter, Zollbeamte und Förster in Erscheinung. So getarnt gingen sie vor zur Grenze und beobachteten die Stellungen der gegenüberliegenden Roten-Armee-Einheiten. Bewegungen, Postenablösungen, Verteidigungsanlagen wurden festgestellt, in Karten eingetragen bzw. Skizzen davon angefertigt.

»Ob die da drüben wissen, was hier alles im Wald liegt?«

Oberleutnant Piener legte das Fernglas zur Seite und drehte das Gesicht seinem Begleiter zu. Beide lagen in einer Fichtenschonung und hielten die Russen unter Beobachtung.

»Es sieht nicht so aus. Die scheinen unbekümmert und wunschlos glücklich zu sein«, antwortete Leutnant Merten, der Zugführer des I. Zuges.

»Um so besser für uns, wenn es losgeht!«

»Schon nähere Einzelheiten bekannt?«

»Bis jetzt noch nicht, aber heute abend ist Besprechung beim Kommandeur. Ich nehme an, da gibt es den Einsatzbefehl. Aber bitte, nicht darüber sprechen.«

Am späten Abend des 21. Juni kam Oberleutnant Piener vom Bataillonsstab zurück. Dort hatte die Besprechung stattgefunden. Ein Kompaniemelder rief den Spieß, die Zugführer und mich zum Chef.

»Meine Herren, es ist soweit! Morgen früh um 3 Uhr 15 überschreiten wir die Grenze nach Osten. Wir gehören zur Panzergruppe 3 – Befehlshaber ist Generaloberst Hoth – im Verband des XXXIX. Armeekorps, das vom General der Panzertruppe Schmidt geführt wird. Zum Armeekorps gehören die 7. und 20. Panzerdivision (PD) sowie die 14. und unsere 20. Infanteriedivision. Unser Divisionskommandeur, Generalmajor Zorn, ist Ihnen allen bekannt. Die beiden Infanteriedivisionen sind vorerst Korpsreserve.«

Piener machte eine Pause und wartete, bis alle Männer einen Sitzplatz gefunden hatten. Als die Glimmstengel glühten, ließ der Chef durch die Zugführer die Einsatzbereitschaft der Züge melden. Anschließend meldete ich, daß alle Fahrzeuge einsatzbereit, voll aufgetankt, mit den eingeteilten Fahrern besetzt waren und eine Kraftstoffreserve von 6 VS zur Verfügung stand. Alle Fahrzeuge befanden sich in betriebs- und verkehrssicherem Zustand.

Zuletzt wandte sich der Chef an den Spieß: »Webert, lassen

Sie die Kompanie in 25 Minuten auf der Lichtung beim Bataillon antreten. – Uhrenvergleich: Es ist jetzt 22 Uhr und 5 Minuten.«

Als alle Kompanien des Bataillons versammelt waren, gab der Kommandeur, Major von Salli, den Tagesbefehl Hitlers bekannt. Mit ernsten Gesichtern hörten die Landser den Aufruf:

»Soldaten der Ostfront!

Von schweren Sorgen bedrückt, zu monatelangem Schweigen verurteilt, ist nun die Stunde gekommen, in der ich zu euch, meine Soldaten, offen sprechen kann.«

Es folgten die allgemein bekannten Worte über die Einkreisungspolitik Englands, das Doppelspiel der Weltbrandstifter. Hinweise wurden gegeben auf die belastenden Änderungen in den zwischenstaatlichen Beziehungen und der deutschfeindlichen Tätigkeit der Sowjets. Angeblich – wir hatten nichts davon gesehen – waren 160 Divisionen gegen das Deutsche Reich aufmarschiert und Grenzverletzungen wären an der Tagesordnung. Besonders die letzte Behauptung überraschte uns sehr. Hatten wir doch von Grenzverletzungen bestimmt nichts bemerkt. Es folgten noch Worte, geprägt vom bekannten Pathos des »Größten Feldherrn«. Nur die letzten Worte blieben in meinem Gedächtnis haften:

»Deutsche Soldaten! Damit tretet ihr in einen harten und verantwortungsschweren Kampf ein. Das Schicksal Europas, die Zukunft des Deutschen Reiches, das Dasein unseres Volkes liegen nunmehr allein in eurer Hand. Möge uns allen in diesem Kampf der Herrgott helfen!«

Damit war die Verlesung des »Führerbefehls« beendet. Die Kompanien marschierten in die Unterbringungsräume zurück. Die Landser versuchten noch einige Stunden Schlaf zu ergattern. Die Erregung ließ sie erst spät einschlafen. Ich kam nicht zur Ruhe. Die Erwartung des Kommenden war zu groß. Vor allen Dingen machte ich mir Gedanken, wie meine

Fahrzeuge die kommenden Belastungen überstehen würden. Niederschlagen mußte sich die riesige Weite des Landes mit seinem spärlich entwickelten Wege- und Straßennetz. Dazu die völlig unabwägbaren Witterungsverhältnisse. Alles unbekannte Faktoren. Erst nach Mitternacht fiel ich in einen unruhigen Schlaf, unruhig, wie die Nacht selbst.

Überall in den großen Wäldern rumorte es in dieser Nacht. Sie schienen lebendig geworden zu sein. Infanterie und Pioniere rückten vor zur Grenze in die Ausgangsstellungen. Vorsichtig und möglichst geräuschlos wurden die Geschütze feuerbereit gemacht. Die Ziele waren schon vorher festgelegt und zugewiesen worden.

Gegen drei Uhr kam von Westen das Brummen von Flugmotoren, das zunehmend stärker wurde und zu einem mächtigen Donnern answoll. Bomber und Sturzkampfflugzeuge flogen nach Osten, um die ausgesuchten Ziele – vor allen Dingen Flugplätze und Eisenbahnen – anzugreifen. Das Unternehmen »Barbarossa« lief an, es gab kein Zurück mehr.

Pünktlich um 3 Uhr 15 brach die Hölle los. Die Artillerie schleuderte die Koffer (Granaten) aller Kaliber auf die feindlichen Stellungen und Befestigungen. Panzerketten klirrten, Motoren heulten auf, als die Kampfwagen anfuhrten. Jetzt konnten sie unbesorgt Geräusche machen, je lauter, je besser. Das große Geräusch würde den Sowjets noch mehr Angst einjagen. Lärmend wie die wilde Jagd keilten die Panzer in den Feind.

Uns hatte man noch eine kleine Galgenfrist zugestanden. Wir standen abmarschbereit herum bis in den halben Vormittag. Wie es schien, konnte die »hohe Führung« uns noch nicht gebrauchen. Sicher war, daß sich dieser Zustand bald ändern würde.

Endlich kam ein Kradmelder angebraust und brachte den Befehl zum Abmarsch. Wir folgten den Spuren der

vorgebrummten Panzer durch größere Waldgebiete und über kleine Nebenstraßen. Vom Krieg war noch nichts zu sehen. Ich hielt mit einem Solo-Krad die Verbindung zwischen Spitze und Nachhut aufrecht. Unteroffizier Bothmer, der Krad-Staffelführer, hatte beim Kompanietrupp andere Aufgaben, die ihn voll und ganz in Anspruch nahmen.

Die ersten geräumten Feldstellungen kamen in Sicht, ein Barackenlager tauchte auf. Ziemlich neue Unterkünfte, die erst vor kurzer Zeit aufgestellt worden waren. Neben einer war ein frisches Grab, auf dem Hügel lag eine Offiziersmütze der Roten Armee. Die Zeichen einer überhasteten Flucht waren offensichtlich.

Oberleutnant Piener stieg aus und streckte seinen Körper. Zum Kompanietruppführer sagte er: »Lassen Sie die Kompanie im Lager unterziehen, wir übernachten hier. Sicherungs- und Posteneinteilung wie üblich. Als allererste Maßnahme wird die Funkstelle aufgebaut, ich muß Verbindung mit dem Bataillon aufnehmen. Na, Sie wissen ja Bescheid. Ich habe meinen Gefechtsstand in der Baracke dort.« Der Chef deutete mit dem ausgestreckten Arm auf das Gebäude.

Die Fahrzeuge fuhren in das Lager, wurden auseinandergezogen und abgestellt. Während die Landser vom Lager Besitz ergriffen, führten die Kraftfahrer den Technischen Dienst aus, tankten auf, richteten die Fahrzeuge für den nächsten Tag her. Der Spieß kümmerte sich um die Feldküche, die auf einem Dreitonner Borgward montiert war. Auf Befehl des Chefs hatte die Küche eine warme Mahlzeit auf den Tisch zu bringen.

Im Osten grollte der Krieg. Als es dunkel wurde, zuckten die Blitze der Artillerieabschüsse über den Horizont. Flugzeuge flogen nach Osten und zurück nach Westen.

Diese Vorgänge berührten uns noch nicht so sehr. Wir kamen uns wie unbeteiligte Zuschauer vor. Diese Ansicht äußerte auch der Spieß, als wir nach dem Abendessen bei der

Chefbesprechung versammelt waren.

»Vergessen Sie das, Webert. Wir kommen noch schnell genug in den Schlamassel. Die Überraschung heute morgen war groß, der Feind vollkommen durcheinander. Wenn sich der Feind gesammelt hat, seine Kräfte organisiert einsetzen kann, wird es mit dieser gemütlichen Fahrt vorbei sein. Darauf können wir einen trinken, aber wir haben ja nichts.«

Seine Worte sollten bald wahr werden.

Etwas später kam ein Funkspruch vom Bataillon, der besondere Wachsamkeit forderte. Überall im eingenommenen Gebiet tauchten versprengte Rotarmisten auf, die sich manchmal mit kleineren Einheiten anlegten. Vielfach versuchten die Iwans\* Waffen, Munition und Verpflegung zu erbeuten. Die ersten Probleme eines schnellen Vorstoßens und Überrennens feindlicher Truppen wurden bemerkbar.

Leutnant Merten hatte mit dem I. Zug die Sicherung für die erste Nacht im Feindgebiet übernommen. Er hatte die Wachen so eingeteilt, daß jeder Landser des Zuges nur einmal auf Wache mußte. Eine halbe Stunde vor Mitternacht machte der Leutnant eine Runde und kontrollierte die Posten. Dann legte er sich auf ein Bettgestell und war schnell eingeschlafen.

Eine Stunde später rüttelte ihn ein Posten wach. »Kommen Sie zu sich, Herr Leutnant!«

»Was ist denn los?« Mertens Frage kam unwirsch, seine Stimme verriet Verärgerung über die Störung.

»Da tut sich was, Herr Leutnant. Geräusche auf dem Feld hinter dem Lager. Da könnten welche herumschleichen.«

Merten wurde hellwach, sprang vom Bettgestell, fühlte in der Dunkelheit nach seinen Stiefeln und zog sie an. Blitzschnell knöpfte er die Jacke zu und schnappte die griffbereite Maschinenpistole.

»Komm – los!«

Im Hinausstürmen stülpte er den Stahlhelm auf den Kopf

---

\* Spitzname für Russen

und rammte ein volles Magazin in die Waffe. Schnell und trotzdem fast lautlos pirschten die beiden Männer durch die Dunkelheit. Der Landser führte. Noch ehe sie das Ziel erreichten, klang ein Anruf durch die Nacht. Einige Sekunden war es ruhig, dann knatterten Schüsse. Die kleinen Blitze der Mündungsfeuer zuckten auf und zeigten, daß es sich um etwa zwei Dutzend Feinde handeln mußte.

»Posten auf das Lager zurückziehen – Alarm!«

Ich hörte die Schüsse und Rufe. Vom Schlaf noch benommen fiel ich von der Pritsche, rappelte mich hoch und rannte ins Freie. Im Unterbewußtsein hatte ich die Pistole in die Hand genommen.

Schreiend stürmten die alarmierten Landser aus den Baracken, schossen in die Umgebung, wo Mündungsfeuer die Anwesenheit der Russen verrieten. Diese waren wohl selbst so überrascht, daß sie angesichts dieser Übermacht den Kampf abbrachen und in der Dunkelheit verschwanden.

»Feuer einstellen!«

Der Leutnant hatte die Flucht des Feindes erkannt und seine Schlüsse daraus gezogen. Nach Unterrichtung des Chefs wurde der Alarm aufgehoben. Die Soldaten suchten wieder ihre Schlaflager auf. Verwundet war niemand, und es gingen auch keine Schadens- oder Verlustmeldungen ein.

Als die Feldküche zu rumoren begann, konnte ich nicht mehr schlafen. Wach lag ich auf der Pritsche und dachte an meine Aufgaben. Bis jetzt war ja alles gutgegangen, aber das besagte gar nichts. Meine beiden Automechaniker waren in Ordnung. Der Obergefreite Arns war ein »As« in der Motoreninstandsetzung, während Ploher ein großer Improvisator war. Er wußte sich in fast jeder Lage zu helfen. Der dritte Mechaniker war zugunsten der Gefechtsstärke eingespart worden. Auch meiner Schreiberstelle war es so ergangen.

Vor allen Dingen war ich besorgt über unseren kleinen



Ersatzteilverrat. Mein Mercedes hatte zu wenig Fassungsvermögen. Einige Teile für Vergaser, Kraftstoffpumpen, Lichtmaschinen und Anlasser sowie einige Opel-Ersatzteile, Keilriemen, Bowdenzüge, Dichtungen, Schrauben und Kleinteile ergänzten der Vorrat. Verteilt auf die Mannschaftswagen der Kompanie waren noch einige Achsen, Federn und ein Reservekühler vorhanden. Damit war mein Reichtum erschöpft.

Nach dem Frühstück war die Kompanie wieder auf der Straße. Der Staub war furchtbar, der von den Fahrzeugen aufgewirbelt wurde. Riesige Staubfahnen begleiteten die Kolonne. Ein feiner, weißgrauer Schleier bedeckte alles, machte die Gesichter unnatürlich maskenhaft. Der herabrinnende Schweiß bildete kleine Furchen. Die Fahrer wurden angewiesen, bei jedem technischen Halt die Luftfilter der Motoren zu reinigen.

Die Fahrt ging zunächst nach Olita, einer kleinen Stadt am Njemen. Der Ort war durch Bombardierung und Artilleriebeschuß so stark zerstört, daß die Lastwagen kaum durch die engen Straßen kamen. Weiter ging es nach Lida. Dort drehte die Kolonne nach Norden in Richtung Wilna.

Außer dem Anblick von abgeschossenen Panzern, zerstörten Häusern, Gräbern und zurückgelassenem Kriegsgerät, sind wir mit dem Krieg noch nicht in direkte Berührung gekommen. Aber der von fern herüberklingende Kriegslärm, die zurückgeführten Kriegsgefangenen lassen ihn nicht vergessen.

Es ging mühsam vorwärts. Ein ständiges Anfahren, Halten, und wieder Anfahren. Oft ging es nur einige hundert Meter weiter, manchmal einige Kilometer. Kaum waren die Sicherungen ausgestellt, mußten die Landser wieder zurück zu ihren Lastwagen und aufsitzen.

Wilna machte einen guten Eindruck, eine freundliche Stadt im südlichen Litauen. Die an den Straßenrändern stehenden Menschen winkten und begrüßten die Landser sehr freundlich.

Blumensträuße fielen auf die Lastwagen. Die Litauer, ebenso wie die Letten und Esten, erhofften vom Einmarsch der deutschen Wehrmacht die Befreiung vom sowjetischen Joch und die Wiederherstellung ihrer staatlichen Unabhängigkeit. Das war eine Hoffnung, die später bitter enttäuscht wurde.

Zum Leidwesen aller gab es in Wilna keinen Halt. Es gab überhaupt keine richtige Rast mehr. Die Soldaten konnten noch etwas auf den Lastwagen dösen, die Fahrer konnten kaum eine Mütze Schlaf bekommen. Immer öfter zerriß die Kolonne, weil ein Fahrer beim Halt eingeschlafen und die Abfahrt nicht mitbekommen hatte. Ich hatte alle Hände voll zu tun, um die »Penner« wieder an die Kolonne heranzuführen.

Auch in den Nächten wurde gefahren. Keiner wußte, was das alles sollte, es war keine klare Linie zu erkennen. Obwohl die Fahrzeuge mit Nachtmarschgeräten ausgestattet waren, gab es genügend Schwierigkeiten, besonders durch den Staub. Oft genug mußten die Beifahrer auf den Trittbrettern stehen und dem Fahrer durch Zurufe Hilfestellung geben, weil durch die Windschutzscheibe kaum etwas zu sehen war.

Am 26. Juni wurde unsere Division durch die Lehrbrigade 900 verstärkt und zur Sicherung der linken Flanke der Panzergruppe 3 eingesetzt. Es ging in Stellung, und dadurch gab es etwas Ruhe. Nach den notwendigen Arbeiten kam der große Schlaf. Außer den eingeteilten Wachen schlief alles, sogar Fiffi, der Kompaniedackel. Er lag dicht an seinen Herrn geschmiegt. Feldwebel Ventzke hatte ihn 1940 an der Kanalküste aus einem brennenden Schützenpanzer der Briten gerettet. Seitdem wich das Tier nicht mehr von seiner Seite. Der Dackel hatte ohne Gewissensbisse die Fronten gewechselt, und er fuhr nicht schlecht dabei.

Aus irgendeinem Grunde wurde die Infanterie noch nicht so sehr benötigt. Die Panzer mit ihren schnellen Vorstößen und Umklammerungen entschieden die Kämpfe der ersten Tage.

Der Kompaniechef rechnete stündlich mit dem Befehl zum Einsatz in der Doppelschlacht von Bialystok-Minsk. Der Marsch in Richtung Minsk wurde befohlen, aber wir waren hauptsächlich damit beschäftigt, das riesige Heer der gefangenen Russen zu kanalisieren.

Ende Juni war die Schlacht zu Ende. Das Armeekorps drehte nach Nordosten, um die Verbindung mit der Heeresgruppe Nord herzustellen.

Die Beresina wurde westlich von Lepel erreicht. Erinnerungen an Napoleons Rückzug und den schrecklichen Begleitumständen wurden wach.

Nun wurde es ernst für uns, denn etwa 100 Kilometer ostwärts der Beresina lag drohend die sogenannte »Stalinlinie.« Das war eine tiefgestaffelte Verteidigungsstellung mit Panzergräben, Bunkern und befestigten Kampfstellungen.

Zum Angriff wurde die Kompanie in einem Waldstück bereitgestellt. Der Unterziehraum für die Fahrzeuge war gut und ein idealer Rastplatz.

»Es sind alle Unteroffiziere hier, Herr Oberleutnant« Leutnant Merten meldete dem Chef, daß die Besprechung beginnen konnte.

»Es ist gut, Herr Merten, ich komme sofort. Sie sollen sich niederlassen und können rauchen. Der Feind hat keine Einsicht.«

Es dauerte noch ein paar Minuten, dann krabbelte Piener aus seinem Zelt und setzte sich ebenfalls auf den Boden. Erwartungsvoll sahen ihn die Männer an. Es war ein schöner Abend und noch sehr hell.

»Ab morgen sind wir nicht mehr Reserve, und damit beginnt für uns der Daseinszweck des motorisierten Sandlatschers. Unsere fahrbaren Untersätze bleiben hier und werden auf Befehl nachgezogen. Der Schirrmeister hält die Verbindung zwischen Troß und vorgehender Kompanie, und führt dann auf

meinen Befehl die Fahrzeuge nach. Der Spieß ist für den Betrieb beim Troß verantwortlich.«

Der Chef machte eine Pause und entzündete einen Glimmstengel. Danach bekamen die Zug- und Gruppenführer ihre Anweisungen, anstehende Fragen wurden geklärt.

Als die Dunkelheit über das Land fiel, löste Piener die Versammlung auf, damit die Unteroffiziere ihre Gruppen informieren konnten. Schließlich warfen sich die Soldaten aufs Heu, bildlich gesprochen. Nur die Posten drehten die Runden, bewachten die Ruhe der Kameraden. An den kommenden Tag wurden nicht viele Gedanken verschwendet.

Der Spieß, Hauptfeldwebel Webert, war am Morgen schon frühzeitig auf den Beinen. Er sah seinen Ehrgeiz darin, die Kompanie pünktlich antreten zu lassen. An diesem Morgen schenkte er seine Anwesenheit der Feldküche und achtete darauf, daß das Frühstück zeitgerecht fertig wurde und ausgegeben werden konnte.

Bald erfüllte der Trubel einer aufbrechenden Einheit den Unterbringungsraum. Scheinbar herrschte ein großes Durcheinander, und doch lief alles nach einem bestimmten Plan ab.

»Los geht's, Leute – wir greifen an!« Der Chef stiefelte los. Er wußte, daß die anderen folgen würden.

»Wird auch Zeit, daß es endlich losgeht«, brummte einer der Männer in seine Bartstoppeln.

In einer auseinandergezogenen Kolonne marschierte die Kompanie los. Erst jetzt bemerkten die Soldaten, daß in der vergangenen Nacht Artillerie in Stellung gegangen war und nun auf den Feuerbefehl wartete. Die Kanoniere standen neben den feuerbereiten Geschützen und winkten den vorbeiziehenden Infanteristen zu. Erleichtert registrierten die Landser diese Unterstützung. Noch weiter rissen sie die Augen auf, als die Kompanie auf zwei wartende Panzer stieß, die zur

Unterstützung abgestellt waren.

Als sich die beiden Panzerkommandanten bei Oberleutnant Piener meldeten, begann die Artillerie mit dem Trommelfeuer auf die Stellungen des Feindes, die immer noch etwa drei Kilometer entfernt waren. Der Chef gab den Befehl zur Entfaltung, die Züge schwärmten aus, die Kampfwagen reiheten sich in die Formation ein.

So weit der Blick reichte, war Bewegung im Gelände. Seltsam war allerdings die Tatsache, daß der Feind nicht schoß, daß seine Artillerie nicht versuchte, mit Störfeuer die Angriffsformation zu sprengen.

Erstaunt und etwas unsicher blickten sich die Landser an. Sollte die Angst vor der berühmten »Stalinlinie« unberechtigt gewesen sein? Die Erleichterung wurde noch größer, als die ersten Feldstellungen erreicht wurden. Die vorderen Stellungen waren geräumt, kein Gegner zu sehen.

Es knallte kurz und trocken. Vor dem Bug des einen Panzers stieg eine Dreckfontäne in die Höhe, hüllte ihn mit Staub ein. Die daneben laufenden Infanteristen tauchten in Deckung, der Panzerkommandant knallte den Lukendeckel zu. Das Rohr der Panzerkanone schwenkte auf die erkannte leichte Pak (Panzerabwehrkanone) ein. Ein harter, heller Abschußknall, und die Granate sauste ins Ziel. Der Motor heulte auf, und mit einem Satz nach vorn brauste der Panzer los.

Der Schuß der Pak schien das Zeichen zur Feuereröffnung gewesen zu sein. Mündungsfeuer blitzten auf, Fontänen aus Dreck, Rauch und Feuer sprangen aus dem Boden. In das Krachen der Artillerieeinschläge hämmerten die Maschinengewehre, knatterten die Gewehre. Beißender, giftig anzusehender Rauch wälzte über den Abschnitt.

Dicht hinter einem Panzer gingen die Gruppen des II. Zuges geduckt vor. Der Panzer schoß die feindlichen Maschinengewehrnester zusammen. In die dadurch entstandenen Lücken stieß Oberfeldwebel Palenti mit seinem Zug hinein, rollte die

Verbindungsgräben auf und holte die verstörten Feinde aus den Löchern.

»Volle Deckung!«

Der Schlag war gewaltig, der den Begleitpanzer traf. Die Granate der schweren Pak riß ihm die Kette ab. Der Kampfwagen drehte die Breitseite zum Feind und blieb liegen. Die Kanone war noch einsatzbereit und schwenkte auf das Ziel ein, aber ehe die Granate das Rohr verließ, fetzte ein zweiter Treffer in den Motorenraum. Feuer und Rauch hüllten den Panzer ein, drei Mitglieder der Besatzung booteten aus und rannten weg.

»Da vorne ist eine eingebaute Pak«, rief einer von ihnen den Landsern zu.

Die eingebaute Pak entpuppte sich als ein handfester, kampfstarker Bunker, in dem neben Maschinengewehren, auch eine schwere Pak eingebaut war.

»Das hat uns gerade noch gefehlt«, quetschte Oberfeldwebel Palenti durch die Zähne.

Er rollte etwas zur Seite, um einen Blick auf den kaum sichtbaren Bunker zu werfen. Der zweite Panzer war zurückgefahren und nahm den Kampfstand aus sicherer Entfernung unter Beschuß. Betonbrocken wurden abgesprengt, aber die Besatzung des Bunkers feuerte weiter.

Der Angriff in diesem Abschnitt kam ins Stocken.

Palenti verfluchte den Zufall, der ihm diesen Abschnittstreifen für den Angriff zugewiesen hatte. Er war dann auch nicht erstaunt als ein Melder vom Chef den Befehl brachte, den Bunker mit Einsatz aller Mittel außer Gefecht zu setzen. Zur Unterstützung hatte er einen Pioniertrupp mitgeschickt, den der Chef irgendwie vom Bataillon bekommen hatte.

Palenti und der Truppführer berieten erst einmal, wie der Bunker angegangen werden mußte. Sie legten fest, daß der II. Zug Feuerschutz geben sollte, während die Pioniere

herangingen, um Sprengmittel anzubringen und den Bunker aufzusprengen. »Feuerüberfall!« befahl Palenti, und als hätten die Landser nur darauf gewartet, deckten sie mit allen Waffen den Bunker ein.

Diesen Feuerüberfall ausnutzend, ging der Pioniertrupp den Bunker an. Die Pioniere rutschten auf dem Bauch näher heran und zogen einige Beutel mit Sprengstoff hinter sich her. Schutz gaben die Granattrichter. Trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb, war die Annäherung mühsam, und der Schweiß rann in Strömen.

Endlich war der Trupp nahe genug heran.

»Feuer einstellen!« Auf das laute Kommando des Zugführers endete die Schießerei schlagartig.

Auf diesen Moment hatten die Männer des Pioniertrupps gewartet. Als die Bunkerbesatzung die Schießscharten wieder öffneten, flogen Handgranatenbündel durch die Öffnungen. Zu spät erkannte die Besatzung die Gefahr. Noch ehe sie die Scharten verschließen konnten, explodierten die Sprengkörper. Sofort wurden noch einige Handgranaten hinterhergeworfen.

»Haltet die Scharten unter Kontrolle – ich sehe mal hinten nach.«

Der Truppführer sprang davon. Mit wenigen Sätzen erreichte er die hintere Seite, wo die Eingangstür war. Er hockte sich etwa zwei Meter neben der Tür auf den Boden. Die Waffe auf die Tür gerichtet, wartete er. Es kam niemand heraus. Etwas später wurde die Tür aufgesprengt. Trotz auffordernder Rufe kam kein Feind heraus. Nach einer weiteren Sprengung wagte sich der Truppführer in das Innere.

Die Besatzung war tot, das Innere des Bunkers zerstört. Der hemmende Bunker war erledigt, der Angriff konnte weiter vorgetragen werden. Der Feind ließ sich aber nicht festnageln, er wich immer rechtzeitig zurück. Am Nachmittag lief sich der Angriff erneut fest. Es ging nicht mehr weiter. Jeder Versuch, den Widerstand zu brechen, schlug fehl.

»Funkspruch vom Bataillon, Herr Oberleutnant.«

Piener lag mit dem Kompanietruppführer und dem Funker in einem halbzerstörten Kampfstand. Es war nicht möglich, den Kopf über den Rand zu heben. Jede vom Feind bemerkte Bewegung löste einen Feuerüberfall aus.

Der Funkspruch kündete den Einsatz von Schlachtfliegern an. Sichttücher sollten ausgelegt werden, um die vordere erreichte Linie zu markieren. Durch Melder, die wie die Hasen von Deckung zu Deckung flitzten, wurde der Befehl weitergegeben.

Es dauerte dann nicht lange. Giftig wie ein Bienenschwarm stürzten sich die Flugzeuge auf den Feind. Ihr Einsatz brachte aber keine große Erleichterung. Eine Maschine wurde getroffen und raste auf die Erde zu. Mit furchtbarem Getöse bohrte sie sich in den Boden der feindlichen Stellung genau vor dem I. Zug. Sie explodierte in einer Wolke aus Staub, Feuer und Rauch. Lähmendes Entsetzen ließ die Männer erstarren. Leutnant Merten erkannte die sich bietende Chance.

»Alles auf! Einbruch!«

Der Befehl riß die Landser aus der Erstarrung. Geschlossen sprangen sie auf und stürzten vor, die Verwirrung in den Reihen des Feindes ausnutzend.

Ehe der Feind richtig begriff, was sich da abspielte, sprangen die Angreifer in die Stellungen und dehnten den Einbruch sofort nach beiden Seiten hin aus.

Um die Aufschlagstelle brauchte sich niemand zu kümmern, dort hatte keiner mehr eine Chance gehabt.

Endlich war die »Stalinlinie« durchbrochen. Es gab nur einen kurzen Aufenthalt. Nach einer Ruhe- und Versorgungspause wurde aufgesessen und losgefahren in Richtung Beschenkowitschi. Das ganze Gebiet war feindfrei, schien ein leerer Raum zu sein. Das änderte sich aber, als die Umgebung der Stadt erreicht wurde. Die Aufklärung hatte ergeben, daß



der Feind am anderen Ufer der Düna in Feldstellungen wartete.

»Halten und absitzen!« hieß es wenige Kilometer vor der Stadt. Die Kompanie ging in geöffneter Ordnung zu Fuß in Richtung Düna vor.

Ich führte die Fahrzeuge zu einem verlassenem feindlichen Feldflugplatz, der etwa einen Kilometer von der Straße entfernt lag. 27 Doppeldecker standen noch am Rande des Platzes. Der Durchbruch durch die »Stalinlinie« und anschließende Vorstoß hatte die Besatzungen überrascht. Die Piloten bekamen die Maschinen nicht mehr in die Luft und flüchteten mit dem Rest der Besatzung in die umliegenden Getreidefelder.

Nach dem Tarnen der Fahrzeuge sahen wir uns um. Neben einem Zelt standen mehrere Kisten mit Propagandamaterial. Es waren primitive Flugblätter, die in dieser Aufmachung bestimmt keinen Hund hinterm Ofen hervorgelockt hätten. Ein Stapel Fässer enthielt Flugbenzin, wie ein Fahrer inzwischen fachkundig festgestellt haben wollte.

»Wir werden hier nicht bleiben können«, meinte der Spieß. »Wir schließen besser zu den Fahrzeugen des Bataillons auf, die etwa zwei Kilometer westlich von hier untergezogen sind. Hier müssen wir damit rechnen, daß die Russen den Platz bombardieren, und da Bomben die unangenehme Eigenschaft haben, selten ins anvisierte Ziel zu gehen, könnte es uns hier erwischen.«

Dem war nicht zu widersprechen. Die Fahrzeuge wurden mit Beutesprit aufgetankt, und eine halbe Stunde später wurde verlegt.

Der Spieß sollte recht behalten. Zwei Stunden nach Einbruch der Dunkelheit kamen feindliche Bomber, warfen Leuchtfallschirme und ließen Bomben fallen. Das Spritlager und einige Flugzeuge begannen zu brennen und erhellten die Umgebung des Platzes. Der Feuerschein schien die ganze feindliche Luftwaffe magisch anzuziehen, wie das Licht die Motten. Die ganze Nacht hindurch flogen Bomber den Platz an

und warfen ihren »Segen« ab. Es war schon ein eindrucksvolles Schauspiel. Nur gut, daß der Feind sein eigenes Material vernichtete.

Schon am frühen Morgen des nächsten Tages wurde es unruhig. Pioniere brachten ihre Übersetzmittel, hauptsächlich Sturmboote und Floßsäcke in die Bereitschaftsstellungen in Flußnähe. Zur festgelegten Zeit leitete die Artillerie einen Feuerschlag als Vorbereitung zum Angriff ein.

DO-Werfer (Mehrfach-Raketenwerfer) griffen in das Vorbereitungsfeuer ein. Zischend und kreischend, einen Feuerschweif ziehend, rauschten die Raketen über den Fluß zum Feind. So etwas hatten die Landser noch nie gesehen. Es mußte furchtbar sein, im Feuer dieser Werfer zu liegen.

»Noch fünf Minuten bis zum Übersetzen!«

Der Befehl wurde schreiend weitergegeben. Er bedeutete Erlösung von der Zeit des ungewissen Wartens und verursachte gleichzeitig Furcht vor dem Kommenden.

Der Sturmbootfahrer Wimmershof holte eine kleine Schnapsflasche hervor, leerte sie in schnellen Zügen und warf sie im hohen Bogen weg. Sein Anleger – das ist der Soldat, der vorn im Sturmboot kniet und als erster an Land springt, um das Boot am Abtreiben zu hindern, zündete sich mit fahrigten Bewegungen eine Zigarette an. Feldwebel Klinge kaute gelassen ein paar trockene Kekse. Jeder hatte so seine eigene Art, die Angst zu unterdrücken, die wie ein Gespenst in ihnen lauerte.

»Ich verstehe gar nicht, wie Sie jetzt noch etwas essen können. Ich könnte keinen Bissen hinunterkriegen!«

»Das ist alles Ansichtssache. Ich glaube an die Vorhersehung. Wenn mir was passieren soll, dann passiert es eben. Ändern oder verhindern kann ich es nicht«, entgegnete der Feldwebel.

Langsam, quälend langsam, verrannen die Sekunden und Minuten.

Oberleutnant Piener blickte auf seine Uhr, sah, daß er noch eine Minute Zeit hatte, und blickte in die Runde. Seine Kompanie lag einsatzbereit in Deckung. Wenn die Sturmboote kamen, würden sie aufspringen, die Boote besetzen und drüben landen – oder auch nicht. Das hing vom Glück ab.

Eine halbe Minute vor der befohlenen Zeit steigerte sich das Vorbereitungsfeuer. Maschinengewehre hämmerten los, deckten die feindlichen Stellungen ein und zwangen die Feinde den Kopf einzuziehen.

»Los geht's, Leute. Die Boote zu Wasser bringen!« Der Chef der Pionierkompanie jagte seine Männer zur Tat.

Die Zug- und Gruppenführer gaben den Befehl weiter, und fieberhafte Tätigkeit setzte ein. Harte Fäuste griffen nach den Booten. Keiner dachte mehr an die Angst. Das Hämmern der Maschinengewehre vermittelte ein trügerisches Sicherheitsgefühl.

Die Pioniere packten die Boote, hoben sie hoch und trugen sie im Laufschrift zum Fluß. Der Feind leistete noch keine Gegenwehr. Die geballte Feuerkraft der Maschinenwaffen hielt ihn immer noch in Deckung.

Das Boot des Gefreiten Tauber war gut ins Wasser gekommen. Er sprang als erster hinein und machte sich am Motor zu schaffen. Die erste Gruppe der überzusetzenden Kompanie sprang keuchend heran und ins Boot. Der Anleger kniete noch am Ufer und hielt das Boot an der Leine fest.

»Jetzt mach' mir keine Schande und spring gleich an!« quetschte Tauber durch die Zähne und zog das Anlaßseil kräftig durch. Der Motor zündete sofort und nahm Gas an.

»Schieb ab!« brüllte Tauber den Anleger an und richtete sich auf. Aus den Augenwinkeln sah er im Wasser kleine Fontänen aufsteigen und wußte, daß der Feind jetzt Abwehrfeuer schoß.

Der Anleger schob das Boot ab und sprang dann hinein. Tauber stand breitbeinig neben der Steuerpinne und gab Vollgas. Der Motor jaulte auf und trieb das Boot auf den Fluß

hinaus. Mit äußerster Kraft und in jagender Fahrt schoß es auf das jenseitige Ufer zu. Kurz vor dem Erreichen des feindlichen Ufers richtete Tauber das Boot gegen den Strom auf und gierte es mit der Breitseite in Ufernähe.

»Schnell raus, ihr werdet nicht gleich absaufen. Näher kann ich nicht, ran!« rief er den Infanteristen zu.

Er hielt das Boot im Strom, während die Männer nacheinander ins hüfttiefe Wasser sprangen und mit großen Schritten dem Ufer zustrebten. Einmal auf trockenem Boden, warfen sie sich in Deckung und suchten die Umgebung nach feindlichen Schützen ab. Zusammen mit den anderen übergesetzten Gruppen bildeten sie einen ersten Brückenkopf.

Tauber gab wieder Gas, um zurückzufahren. Plötzlich blieb der Motor ruckartig stehen. Er versuchte ihn zum Starten durchzudrehen, aber es ging nicht. Der Propeller hatte sich mit Wasserpflanzen umwickelt und festgeklemt. Es war eine sehr gefährliche Lage für das Boot.

»Kruzitürken! Springe raus und halte das Boot fest, damit wir nicht in die Übersetzstreifen der anderen Boote treiben. Es ist noch nicht sehr tief hier.«

Der Anleger begriff sofort und sprang ins Wasser. Es reichte bis zur Brust. Er duckte sich so weit, daß nur noch der Kopf über Wasser war. Mit der Leine hielt er das Boot im träge dahinfließenden Fluß.

Mit dem Seitengewehr in der Hand sprang Tauber ebenfalls ins Wasser und begann mit kräftigen Hieben die um den Propeller gewickelten Pflanzen zu zerschneiden und loszureißen. Obwohl er bis zur Brust im Wasser stand, kam es ihm vor, als würde ihm der Schweiß nur so vom Körper laufen. Verbissen und fluchend arbeitete er, um den Propeller frei zu bekommen.

Auch der Feind hatte inzwischen erkannt, daß ein Sturmboot in Schwierigkeiten geraten war und konzentrierte das Feuer auf diese Stelle.

Zwei vom Ufer vorgezogene Panzerspähwagen erkannten die Gefahr für das Boot. Das Feuer ihrer Waffen prasselte gegen die feindlichen Stellungen und zwang die Rotarmisten wieder in Deckung. Das Feindfeuer wurde schwächer.

Nach endlos erscheinenden Minuten hatte Tauber den Propeller frei. Erst jetzt vernahm er den lauten Kampflärm. Mit letzter Kraft zog er sich ins Boot und startete den Motor. Das Wasser lief in Strömen aus seiner Uniform. Auch der Anleger hatte sich ins Boot geschwungen und lag nun zusammengekauert auf dem Bodenrost. Der Motor brüllte auf. Mit einer engen Kehre nach Oberstrom steuerte Tauber sein Boot an das diesseitige Ufer zurück. Dort stand die dritte Gruppe des zweiten Zuges bereit. Sofort nach dem Anlegen sprangen sie in langen Sätzen aus der Deckung, rannten zum Ufer und sprangen ins Boot.

Taubers Körper erschlaffte, und sein Blick irrte über das verfluchte Wasser. Gleich würde das nächste Wettrennen mit dem Tod beginnen.

»Befehl vom Chef: Ihr sollt das Boot drüben auf den Strand setzen und bei der Verteidigung des Brückenkopfes helfen. Es ist soweit alles drüben.«

Der Gruppenführer rief diese Anordnung dem Sturmbootfahrer zu. Dieser machte eine verstehende Geste, gab Gas und raste mit voller Kraft über den Fluß. Erleichtert stellte er dabei fest, daß nun auch Granatwerfer den Gegner niederhielten. Der Übergang schien ohne große Schwierigkeiten erfolgt zu sein. Ein schneller Rundblick ließ keine Bootstrümmer auf dem Wasser erkennen.

Das Boot fuhr geradewegs auf das gegnerische Ufer zu. Erst als der Sand unterm Kiel knirschte, schaltete Tauber die Zündung aus und drückte den Motor mit aller Gewalt nach unten. Durch diese Maßnahme kam der Antriebsarm mit dem Propeller aus dem Wasser. Tauber krallte sich an den Steuergriffen fest. Keinen Augenblick zu früh, denn alle

wurden durch den Impakt nach vorn geworfen, als das Boot in voller Fahrt auf den Strand rutschte und nach etwa zehn Metern zum Stillstand kam. Die Landser waren etwas benommen, aber der anhaltende Feuerkampf rief sie schnell in die Gegenwart zurück. Sie sprangen heraus und in Deckung.

»Der erste Streich ist gelungen, Herr Oberleutnant. Hoffentlich geht es so weiter!« Leutnant Merten hatte sich neben Piener in Deckung geworfen. Er wollte wissen, wie es nun weitergehen sollte.

»So ist es, und noch dazu mit sehr geringen Verlusten, wie ich feststellen konnte. Die scheinen sogar einige Gefangene gemacht zu haben. Da drüben kann ich eine Gruppe von ein paar Russen sehen, die von einem unserer Leute bewacht werden.«

Die ganze Kompanie war inzwischen im Brückenkopf versammelt. Die einlaufenden Meldungen waren erfreulich positiv, und Piener befahl die Ausdehnung des Brückenkopfes.

Am Nachmittag versteifte sich der feindliche Widerstand, ja er begann mit Gegenstößen. Der Kampfärm wuchs an von Minute zu Minute, es ging nicht mehr weiter.

»Ich muß sehen, was da vorne los ist«, versuchte Oberleutnant Piener den Lärm zu übertönen. »Sie bleiben mit dem Funker hier und halten die Augen offen. Ich bin gleich wieder da.«

Seine Maschinenpistole in der rechten Faust, sprang Piener auf und rannte gebückt nach vorn. Feldwebel Krön verfolgte ihn mit seinen Blicken, bis er in einem Granattrichter untertauchte.

Piener hatte eine Maschinengewehrstellung des II. Zuges erreicht und warf sich daneben in Deckung. Die MG-Schützen blickten nicht zur Seite, sie beschossen den angreifenden Gegner. Das Feuer wurde nur unterbrochen, wenn der Lauf gewechselt oder ein neuer Munitionsgurt eingelegt werden mußte. Ein wahrer Geschoßhagel überschüttete den Feind,

dessen Angriff glücklicherweise ohne Unterstützung schwerer Waffen vorgetragen wurde.

Todesmutig und ohne Rücksicht auf Verluste kam der Feind näher. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis er auf Einbruchsentfernung herangekommen sein würde.

»Fertigmachen zum Stellungswechsel! – Zehn Meter zurück!« rief Piener der MG-Bedienung zu.

Der Schütze eins nickte nur. Der Schütze zwei legte einen neuen Gurt bereit, schnappte sich vier volle Gurtkästen, sprang auf und hastete zurück. Piener schoß sein ganzes Magazin leer und setzte dann ein neues ein. Der MG-Schütze legte den vollen Gurt ein und sprang, aus der Hüfte schießend, nach hinten.

In der neuen Stellung konnte der Feind zum Stillstand gebracht werden. Sein Angriffsschwung war erst einmal gebrochen.

Piener rannte zum Funker zurück. »Machen Sie Ihren Kasten funkbereit und funken Sie im Klartext an das Bataillon: Können den Feind nicht mehr lange aufhalten. Brauchen dringend Unterstützung.«

Als Antwort auf diesen Hilferuf wurden die DO-Werfer erneut eingesetzt. Sie zermürbten den Widerstandswillen der Rotarmisten, und sie ließen sich anschließend ohne viel Gegenwehr aus den Stellungen werfen.

Es dauerte dann nicht mehr lange, und der Widerstand war vollends gebrochen, die feindlichen Stellungen eingenommen und ausgeräumt.

Die 5. Kompanie verfolgte den flüchtenden Feind in nordostwärtiger Richtung. Wir konnten mit den Fahrzeugen noch nicht folgen. Wir mußten warten, bis eine Straßenbrücke untersucht, von Sprengladungen befreit, und für sicher erklärt wurde. Dann kam endlich ein Kradmelder und brachte den Marschbefehl, und uns eine große, unangenehme

Überraschung: Die Motoren waren mit dem russischen Kraftstoff nicht zufrieden. Sie streikten, stotterten und qualmten. Einige mußten angeschleppt werden, bei anderen mußte der Sprit abgelassen und durch anderen ersetzt werden. Endlich war diese Panne beseitigt. Dies war uns eine Lehre. Etwas später brummen wir los.

Jetzt wurde sichtbar, wie furchtbar die DO-Werfer gewirkt hatten. In den Gräben und Kampfständen lagen die Gefallenen. Überraschend war, daß sie kaum äußere Verletzungen aufwiesen. Das mußte etwas mit der Art der Raketen zu tun haben.

Nach einigen Kilometern Fahrt wurde die Kompanie eingeholt. Der Chef gab den Befehl zum Aufsitzen, und es ging weiter in Richtung Witebsk. Der Krieg schien wieder einmal eingeschlafen zu sein, es war kein Mensch zu sehen, außer unsere Landser.

Neben der Straße stieg urplötzlich eine Dreckfontäne in die Höhe. Der Knall der explodierenden Granate riß alle in die rauhe Wirklichkeit zurück. Auf das Zeichen vom Führungsfahrzeug latschten die Fahrer auf die Bremsen, und die Lastwagen schlitterten zum Stillstand.

Blitzschnell waren die Männer abgesprungen und in Deckung getaucht. Ein Hagel von Einschlägen riß das Gelände auf, die Explosionen zerrissen die Luft, beißender Gestank wogte über das Land. Zwischen den Dreckfontänen kurvten die Fahrzeuge herum, wendeten und preschten zurück in Sicherheit. Die Züge fächerten zur Gefechtsordnung aus, suchten Deckung, gruben Schützenmulden. Das war eine sehr böse Überraschung gewesen, die zeigte, daß man sich nie sicher fühlen sollte.

»Krön, kommen Sie her!« Oberleutnant Piener lag neben der Straße, auf der dem Feind abgewandten Seite in Deckung.

Feldwebel Krön robbte die paar Meter zur Deckung des Chefs.



»Tolle Überraschung, Herr Oberleutnant!«

»Das kommt alles nicht von ungefähr, Krön. Ich will August heißen, wenn nicht in dem Getreidefeld dort drüben ein Artilleriebeobachter sitzt und das Feuer lenkt. – Wir müssen etwas unternehmen!«

Krön nahm sein Fernglas und blickte vorsichtig über die Straße. Langsam ließ er den Blick über das Kornfeld schweifen. Weil die Einschläge etwas weiter entfernt lagen, nahm er an, daß der Beobachter nicht sehr weit entfernt sein konnte – falls einer da war. Er ging von der Überlegung aus, daß ein Beobachter das Feuer nicht in seine unmittelbare Nähe dirigieren würde.

Der Feldwebel wollte das Glas absetzen, da sah er den dünnen Stab einer Funkantenne über den wogenden Halmen. Es gab keinen Zweifel, da saß in einer Entfernung von etwa 300 Metern ein Russe und funkte Schußwerte an die Artillerie. Bei der angrenzenden 6. Kompanie stieg eine große Rauchwolke in den Sommerhimmel. Ein Volltreffer hatte die Feldküche getroffen. Koch und Fahrer waren gefallen, wie später bekannt wurde.

»Sie haben recht, Herr Oberleutnant. Da sitzt einer im Getreidefeld.«

»Also, holt den Burschen heraus!«

Krön robbte los zum III. Zug, der am nächsten lag.

Oberfeldwebel Hassel, der Zugführer, nahm die Sache in die Hand. Mit seiner besten Gruppe tauchte er im Getreidefeld unter. Langsam und vorsichtig glitten die Männer an den feindlichen Beobachter heran, kreisten ihn ein. Es ging alles glatt. Der Russe, ein Unterleutnant, war so überrascht, daß er sich ohne weiteres gefangennehmen ließ. Hassel riß den Stromstecker vom Batteriekasten.

Die Folgen der Aushebung wurden schon nach kurzer Zeit bemerkbar. Die feindlichen Geschütze hatten ihre Augen verloren, feuerten blind einige Lagen und stellten dann das

Feuer ein. Der angerichtete Schaden war erträglich: keine Verluste, ein Lastwagenkühler durch Splitter undicht. Mit angefeuchtetem Brot und Dichtungsmasse wurde er behelfsmäßig abgedichtet. Für einen Austausch oder zum Löten war keine Zeit. Das mußte später vorgenommen werden.

Bis Witebsk waren es noch 12 Kilometer. Alle Kompanien des Bataillons gingen in Gefechtsordnung vor. Ab und zu stießen sie auf kleine Widerstandsnester, die ohne Schwierigkeiten ausgeräumt wurden. Witebsk brannte. Auf dem Güterbahnhof gingen Eisenbahnwagen mit Munition in die Luft. Das Grollen der Explosionen klang uns dumpf entgegen, ein riesiger Rauchpilz reichte bis hoch in den Himmel.

Im Anschluß an die Kompanie rückten die Fahrzeuge in die Stadt ein, wurden auf freien Plätzen in Bahnhofsnähe abgestellt. In einer nahen, fast zerstörten Brauerei fanden einige Landser mehrere Bierfässer. Das warme Bier schmeckte scheußlich und fand keine Freunde. Es blieb auch nicht viel Zeit zum Biertrinken, denn der westliche Stadtteil mußte durchsucht und gesäubert werden. Es wurden einige Verwundete gefunden, die zurückgelassen sich in Kellern und Ruinen versteckt hatten. Sie wurden gesammelt und den dafür zuständigen Einheiten übergeben. Diese Aktion dauerte bis in die Nacht hinein, danach gab es die wohlverdiente Ruhe.

Während der ganzen Nachtstunden flogen feindliche Bomber die Stadt an und versuchten die Eisenbahnbrücke über die Düna zu zerstören. An dieser Brücke arbeiteten die Pioniere ohne Pause, um sie für Kraftfahrzeuge befahrbar zu machen. In der Mitte war ein 38-Tonnen-Panzer eingebrochen und stellte ein riesiges Hindernis dar.

Gegen Morgen war die Brücke für den Verkehr hergerichtet. In größerem Abstand von Fahrzeug zu Fahrzeug ging es ans andere Ufer. Die Kompanie war schon vorher zu Fuß hinübermarschiert. Am Stadtrand wurden die Fahrzeuge untergezogen.

In der Nähe standen 28 zerstörte Feindpanzer herum. Sie waren bei einem Gegenstoß mit Nahkampfmitteln vernichtet worden. Auch ein KW II war dabei. Dieser Riesenpanzer mit einer 12,5-cm-Kampfwagenkanone und einer Bugpanzerung von 120 Millimeter Dicke, war von drei Pionieren des Pionierbataillons 20 mit Sprengstoff gesprengt worden. Leider wurden die drei von den herumfliegenden Trümmern erschlagen. Zivilisten waren dabei, die einige Tage vorher verlassenen Häuser – oder was davon noch übrig war – zu beziehen. Einige kamen zu uns und wollten die Erlaubnis haben, die toten Panzerbesatzungen zu beerdigen. Die Erlaubnis wurde erteilt. Sie hoben Löcher aus, legten die Toten hinein, füllten die Löcher zu und machten sie dem Erdboden gleich. Keine Tafeln, keine Grabzeichen wurden gesetzt.

Auf unsere Frage, warum sie keine richtigen Gräber anlegten, zuckten die Russen mit den Schultern und sagten nur: »Nitschewo!«

In einem verlassenen Waldlager gab es einen Ruhetag. Aus Mangel an Zelten hatten die Rotarmisten sehr gute und zweckmäßige Hütten aus Zweigen und Laub gebaut. Die Tarnung des Lagers war erstklassig gewesen. Man hätte dicht vorbeifahren können, ohne es zu entdecken. Das große Improvisationstalent der Sowjets war wieder einmal verdeutlicht worden.

Leider war die Rast viel zu kurz, und der Befehl zum Weitermarsch ließ nicht lange auf sich warten.

In Gefechtsordnung zu Fuß vorgehend, durchkämmte die Kompanie im Rahmen des Bataillons den großen Wald, in dem das Lager lag. Unwahrscheinlich, was es in diesem Teil der Sowjetunion für mächtige Wälder gab.

Es ging in Richtung Nordosten. Das Durchkämmen und Säubern eines Waldes wurde von den Infanteristen mit Recht gefürchtet. Hinterhalte, die nicht rechtzeitig entdeckt wurden, verborgene Stellungen, unübersichtliche Abschnitte, Schüsse

von hinten, machten diese Kampfarm gefährlich und meist auch verlustreich.

»Da kommt eine Meldung vom Bataillon, Herr Oberleutnant.« Der neben Piener laufende Funker ließ sich mit dem Funkgerät, das er eingeschaltet auf dem Rücken trug, auf einem umgestürzten Baum nieder.

Piener hob die Hand zum allgemeinen Halt und setzte sich neben den Funker. Feldwebel Krön setzte sich auf den Boden. Gespannt warteten sie.

Endlich reichte der Funker den Meldezettel herüber. Der Chef überflog den Inhalt des Spruches, der im Klartext durchgekommen war. Er enthielt die Mitteilung, daß etwa siebenhundert Meter vor der Kompanie eine motorisierte Feindeinheit auf einer querverlaufenden Straße stand. Der Kommandeur befahl den Angriff auf diese Einheit.

In wenigen Minuten waren die Unterführer unterrichtet, die Aufgaben für den Angriff zugeteilt. In schnellster Gangart, trotzdem aber umsichtig, ging es vorwärts. Die unter den Bäumen lagernde Sommerhitze machte den Männern sehr zu schaffen, der Schatten brachte keine Erfrischung. Keuchend folgten die Männer ihren Führern.

Piener hatte Späher vorausgeschickt und wunderte sich, daß keine Feindberührung gemeldet wurde. Es mußten doch irgendwo in diesem verfluchten Wald feindliche Schützen hocken. Er konnte sich nicht vorstellen, daß der Feind keine Sicherungen aufgestellt hatte. Es war aber so. Die feindliche Kolonne stand einfach auf der Straße, die Feinde abgesessen neben den Fahrzeugen. Die vorgeschickten Späher lagen hinter einigen Bäumen und beobachteten.

Der Chef ließ die Kompanie in Deckung gehen und robbte vor zu den Spähern. Ungläubig blickte er durch die Zweige eines schützenden Strauches auf die Kolonne, die eine Länge von mehreren hundert Metern hatte. Er glitt zurück, zögerte einige Sekunden.

»Sturmlauf!«

Wie die wilde Jagd brachen die Landser aus dem Holz, die Überraschung voll ausnutzend. Schießend rannten sie auf den verwirrten Feind los. Die Sowjets waren so durcheinander, daß sie nicht an Gegenwehr dachten. Einige versuchten eine Verteidigung aufzubauen, sie fielen im Feuer.

Im Kfz-Raum hörten wir die Schüsse, konnten uns aber keinen Reim darauf machen. Wir nahmen an, die Kompanie sei auf feindliche Waldstellungen gestoßen und in einen Kampf verwickelt. Zu unternehmen war nichts. Das Feuer dauerte nur wenige Minuten, dann wurde es wieder still.

»Scheint nicht viel gegeben zu haben!«

»Vielleicht so ein paar Nachzügler, die nicht schnell genug mitkamen.«

Plötzlich kam ein Kradmelder angesprescht. »Wo ist der Schirrmeister? – Ich habe eine Nachricht für ihn!«

»Hier bin ich!«

»Befehl vom Chef, Herr Schirrmeister. Sie sollen mit dem Instandsetzungstrupp nach vorn kommen und einen Lastwagen aussuchen. Die stehen da vorn haufenweise auf der Straße. Die Kompanie hat eine motorisierte russische Abteilung zerschlagen.«

Ich fuhr mit meinen Leuten nach vorn. Eine Kolonne von etwa 30 Lastwagen, einige mit angehängter »Ratsch-Bumm« (7,62-cm-Allzweckgeschütz) stand auf der Straße. Ein paar Fahrzeuge brannten. Wir saßen ab, nahmen die Waffen in die Hand und gingen die Kolonne ab, vorn wartete der Chef. Auf der anderen Seite der Straße erstreckte sich eine große Lichtung, die von zwei Zügen abgesucht wurde. Zwei Soldaten brachten einige Gefangene zur Straße.

Wir suchten uns einen Ford-Lastwagen aus, auf dessen Ladefläche ein MG-Vierling zur Flugabwehr montiert war. Ich gab Anweisungen, das Fahrzeug zu untersuchen und ging weiter vor zum Chef.

»Na, ist das eine Beute?«

»Wird das Bataillon gut gebrauchen können, um ausgefallene Fahrzeuge zu ersetzen.«

Einige Meter entfernt stand ein Obergefreiter mit seinem Kumpel. Plötzlich sagte dieser: »Da – der Iwan hat sich bewegt!« und deutete auf einen scheinbar Gefallenen.

»Bist du sicher?«

»Könnte darauf schwören!«

»Das werden wir gleich haben«, sagte der Obergefreite und wollte den Feind mit dem Gewehr anstoßen.

»Mündung nach unten!« brüllte ich im letzten Moment.

Der Soldat zögerte, drehte das Gewehr um und wollte die regungslose Gestalt nun mit der Mündung anstoßen. In diesem Augenblick richtete sich der Russe auf und wollte das Gewehr an sich reißen. Der Obergefreite konnte noch rechtzeitig schießen.

Diesen Vorfall und ähnliche Fälle nahm der Chef zum Anlaß, die gesamte Kompanie später zu belehren und zu ermahnen. Besonders wo auf »tote« Feinde zu achten war, die dann von rückwärts auf vorgehende Soldaten schießen konnten. Man hatte schon einige Erfahrung in dieser Hinsicht gesammelt, aber täglich gab es neue. Es waren ganze Stellungen gefunden worden, die ein ausgezeichnetes Schußfeld nach hinten hatten.

Wir bauten den MG-Vierling ab und richteten den Beute-Lastwagen als zusätzliches Versorgungsfahrzeug her. Auf schlechten Straßen und im Gelände war er unschlagbar, entpuppte sich aber als »Reifenfresser« und war etwas Schwach an der Elektrik, am Kühler und an der Wasserpumpe. Zur Kennzeichnung genügte auf dem vorderen Kotflügel und der Heckklappe ein weißes »WH« (Wehrmacht-Heer).

Am nächsten Tag brachte ein Kradmelder des Kompanietrupps eine schlechte Botschaft: Der Chef war mit seinem Kfz 15 bei einer Erkundung auf eine Mine gefahren.

Chef, Kompanietruppführer und Fahrer waren leicht verletzt worden, das Fahrzeug entschieden schwerer.

Mit dem Kradmelder als Führer fuhren wir mit dem Instandsetzungswagen und einem Lastwagen los. Bald wurde die Straße verlassen, ein Feldweg führte durch freies Gelände zu einem Dorf, das in hellen Flammen stand. So schnell es ging, wurde das Dorf durchfahren. Das Flammenmeer, die große Hitze, nahmen uns fast den Atem.

Das nächste Dorf lag an einem kleinen Wasserlauf, und dort stand, wenige Meter vom Ufer entfernt, der Wagen. In der Nähe lagerte die Besatzung, noch reichlich mitgenommen, hauptsächlich durch den Schock der Explosion. Alle waren bei der Explosion aus dem Fahrzeug geflogen, Gott sei Dank nur leicht verletzt. Der Chef gab den Befehl zur Bergung des Kfz.

Zunächst wurde festgestellt, daß der ganze Uferstreifen vermint war. Die Minen waren eingegraben und mit Grasboden getarnt worden. Bei näherem Hinsehen war genau zu erkennen, wo sie lagen. Das Gras war an diesen Stellen etwas welk.

Durch Funk wurde eine Pioniergruppe angefordert. Es dauerte nicht lange, bis ein Pionierleutnant mit einer Gruppe ankam. Ohne Umschweife machten sie sich an die Arbeit. Sie gruben viereckige grüne Kästen aus Metall aus, die einfach eingegraben und nicht gegen Aufnahme gesichert waren.

Bald lagen über 150 Minen auf einem Haufen. Der größte Teil davon wurde entschärft und in den Fluß geworfen, der Rest wurde gesprengt.

»Alles in Ordnung, Herr Oberleutnant. – Wenn Sie uns mal wieder brauchen – Postkarte genügt!« Der Pionierleutnant reichte Piener die Hand und zuckelte mit seinen Leuten ab.

»Was die machen müssen ist auch nicht der wahre Jakob. Es muß halt jeder sehen, wie er mit seiner Aufgabe fertig wird.«

Nach der Räumung konnte das Fahrzeug ohne Gefahr geborgen werden. Es sah böse aus, und die Reparatur überstieg unsere Möglichkeiten. Es wurde zur zuständigen Werkstatt-

kompanie gebracht und kam nie mehr zur Kompanie zurück. Weil der Chef unbedingt ein leichtes Fahrzeug brauchte, wurde der Gefreite Möller von der 13. Kompanie mit seinem Pkw zukommandiert.

Einige Tage später machten wir in einem Dorf eine kurze Rast. Aus einem großen, gepflegten Haus trat eine Frau und bot uns ein Getränk an.

Ein paar von uns gingen ins Haus, und die Frau sagte in gutem Deutsch: »Marschall Timoschenko hat vor zwei Stunden in aller Eile dieses Haus verlassen. Er ist hier mit einem kleinen Stab gewesen. Sie sind mit Autos fortgefahren.«

»Etwas zu lange her, um etwas zu unternehmen. Sehen wir uns mal um.«

Das Haus wurde durchsucht, auch die nähere Umgebung. Wir fanden nichts von Interesse.

Wir kamen in den Raum Demidow.

Zum ersten Mal in diesem Feldzug war die feindliche Verteidigung so stark, daß es nicht mehr weiterging. Der feindliche Druck, hervorgerufen durch weit überlegene Kräfte und massiven Artillerieeinsatz, zwang die Kompanie zum Rückzug. Acht bis zehn Kilometer mußte zurückgegangen werden. Dies geschah in voller Ordnung und ohne wesentliche Verluste, obwohl der Feind nachstieß.

Das war eine erste Warnung, den Feind nicht leichtfertig zu unterschätzen. Bei der Reichswehr und später der Wehrmacht, war die Verteidigung kaum geübt worden. Das Eingraben – abgesehen von der Herstellung von Schützenmulden und Löchern für MG-Stellungen – war fast unbekannt. Schon damals hieß es: »Der Angriff ist die beste Verteidigung!«, was nicht immer unbedingt richtig sein mußte. Nur halbherzig wurde der »hinhaltende Widerstand« in den Dienstplan aufgenommen. So kam es, daß der Spaten anfangs des Feldzuges im Osten nicht so gern benutzt wurde, weil dieses



mit Arbeit verbunden war. Die Lehren in dieser Hinsicht mußten mit Schweiß und Blut bezahlt werden.

»Schicken Sie die Melder herum, Krön, die Zugführer sind mir dafür verantwortlich, daß richtige Schützenlöcher und Stellungen gebaut werden. Ich sehe mir alles später persönlich an. Nur wenn wir richtig eingegraben sind, können wir den Feind hier aufhalten, und das müssen wir.«

»Ich kümmere mich darum, Herr Oberleutnant.« Es hätte dieses Befehls nicht bedurft. Der feindliche Granatwerferbeschuß trieb die Landser zur Eile an. Wie die Maulwürfe wühlten sie sich in den Boden. So war es dann möglich, die feindlichen Angriffe abzuwehren und dem Feind durch Verluste zu schwächen.

Am Abend des 15. Juli gingen Geschütze und DO-Werfer in Stellung. Das war ein untrügliches Zeichen dafür, daß es wieder nach vorn gehen sollte.

Am Morgen des nächsten Tages ging ein mörderisches Trommelfeuer auf die feindlichen Kräfte nieder. Im ganzen Abschnitt griffen die deutschen Divisionen an.

Stalins Sohn Jakob – Oberleutnant und Batterieführer – geriet in Gefangenschaft. Am Abend des 18. Juli standen sechs deutsche Divisionen im Kampf gegen zwölf eingekesselte Feinddivisionen.

Das Schicksal des Feindes war besiegelt. Die Rotarmisten gingen in Gefangenschaft, beträchtliche Beute wurde eingebracht. Nach Abschluß der Kämpfe hieß es erneut »Aufsitzen!«. Es ging nach Smolensk.

Die Stadt zeigte überall die Spuren der heftigen Kämpfe, die vor der endgültigen Einnahme stattfanden. Zerstörte und beschädigte Häuser, abgeschossene Panzer und Fahrzeuge in allen Straßen. Im krassen Gegensatz zum Bild der Zerstörung: die große Kathedrale leuchtete weiß und strahlend im Sonnenschein. Die vergoldeten Kuppeln verstärkten noch das schöne und eindrucksvolle Bild.

Auf dem Bahnhofsgelände standen noch mehrere Güterzüge, beladen mit Kriegsmaterial aller Art und Verpflegung. Frauen und Kinder plünderten die Waggons. Mit Eimern schöpften sie Speiseöl aus großen Behältern. Uns blieb keine Zeit, um die Beute zu durchsuchen. Wir mußten weiter zum Wop.

In diesem Gebiet hatten die Sowjets jede Menge Panzer eingegraben, die Sperriegel bilden sollten. Sie waren verlassen worden, als die Munition zu Ende ging.

Am Wop grub sich die Kompanie ein. Der Feind saß in guten Stellungen am jenseitigen Ufer und verteidigte hartnäckig. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten wir eine Strecke von rund 700 Kilometern Luftlinie zurückgelegt. Die tatsächlich gefahrenen Kilometer waren natürlich bedeutend mehr. Bis nach Moskau waren es noch etwa über 300 Kilometer.

»Die schaffen wir auch noch«, meinte der Chef zuversichtlich.

Zu diesem Zeitpunkt sah das aber nicht so aus. Der Feind schien entschlossen zu sein, seine Stellungen zu halten. Die eingegraben Landser wurden fast pausenlos mit Artillerie- und Granatwerferfeuer eingedeckt. Außerdem hatte der Feind an taktisch hervorgehobenen Stellen Scharfschützen postiert. Jede Bewegung außerhalb der Deckung barg große Gefahren in sich. Das Vorbringen der Verpflegung und Munition glich schon einem Himmelfahrtskommando.

Zusätzlich zum Beschuß kamen noch Tieffliegerangriffe. Die sowjetische Luftwaffe, in den ersten Tagen und Wochen fast vom Himmel gefegt, trat wieder in Erscheinung. Wenn der Himmel frei von deutschen Jägern war, kamen sie im Konturenflug angeschwirrt, schossen mit Bordwaffen in die Feldstellungen, warfen kleine Bomben. Das alles schmeckte den Landsern überhaupt nicht.

Die Nachschubkolonne des »Dinafü« (Divisionsnachschubführer) waren nicht mehr in der Lage, alles für den Kampf notwendige Material heranzubringen. Der Sprit wurde

furchtbar knapp, Munition und Verpflegung – in dieser Reihenfolge – hatten Vorrang beim Transport. Die Nachschubschwierigkeiten hatten ihre Ursache in dem Umstand, daß die Breitspur der sowjetischen Eisenbahnen nicht schnell genug auf das deutsche Maß umgenagelt werden konnte. Die Güter mußten lange Strecken mit Lastwagen transportiert werden, und das machte sich nachhaltig unangenehm bemerkbar. Als die Spritlage kritisch wurde, befahl der Kommandeur Selbstversorgung.

Mit sechs BuG-Wagen des Bataillons fuhr ich etwa 200 Kilometer zurück zu einer kleinen Bahnstation an der Bahnstrecke Witebsk-Polozk. Nach einer anstrengenden Fahrt wurde die Station ohne Zwischenfälle erreicht.

Arbeitskommandos waren rund um die Uhr dabei, den Inhalt von Kesselwagen in 200-Liter-Fässer abzufüllen. Weit und breit gab es keine gefüllten 20-Liter-Kanister, wie wir sie hatten. Unsere Wagen hatten nur aufgebaute Gestelle für Kanister. Wir mußten die Ärmel hochkrempeln und unsere leeren Kanister unter Verwendung von Handpumpen aus den Fässern füllen. Es war eine schweißtreibende Arbeit.

Auf der Rückfahrt gab ein Motor den Geist auf. Der ewige Staub hatte ihn geschafft. Glücklicherweise war ein AKP (Armee-Kraftfahrpark) in der Nähe, wo der Wagen hingeschleppt werden konnte.

Die Kolonne fuhr unter Führung eines Unteroffiziers weiter. Ich blieb beim Schadfahrzeug, bis die Reparatur ausgeführt war. Zwei Tage später war auch ich wieder bei der Kompanie.

Kurz danach erfolgte unsere Ablösung durch eine andere Division. Wir waren reif für eine Auffrischung und wurden nach Smolensk verlegt.

Endlich hatten wir ein paar Tage Zeit, unsere Fahrzeuge durchzusehen und in Ordnung zu bringen. Mechaniker und

Kraftfahrer arbeiteten täglich 15 bis 16 Stunden. Wir versorgten uns mit Ersatzteilen vom Flugplatz, wo eine Halle als Ersatzteillager eingerichtet war, das ständig durch eine kleine Luftbrücke aufgefüllt wurde. Sechs Tage dauerte die Ruhepause – allerdings nur für die Landser der Züge – dann waren wir wieder auf der Straße.

Ohne Aufenthalt geht die Fahrt durch Witebsk weiter nach Nevel. Von dort geht es auf Nebenstraßen in Richtung Porchow. Es vollzieht sich alles wie im Frieden. Auch von feindlichen Flugzeugen werden wir nicht belästigt, und das ist gut so. Für Kraftfahrer sind Flugzeuge, besonders Tiefflieger, eine große Gefahr.

Nördlich von Porchow wird die Rollbahn Pleskau-Luga erreicht. Auf dieser breiten Autostraße fahren wir zu den Kasernen am südlichen Stadtrand. Die Fahrzeuge werden außerhalb des Kasernengeländes im Wald untergezogen.

Bis jetzt liegt noch kein Einsatzbefehl vor. Wir folgen einfach den vorgehenden Truppen. Einige Male geht es hin und her, und dann folgt eine lange Fahrt. Sie endet in der alten Hansestadt Nowgorod mit ihrem Kreml, den vielen Kirchen und Klöstern am Nordufer des Ilmensees. Wer aber dachte, es gäbe nun eine längere Rast mit Besichtigung der Stadt, irrte sich gewaltig.

Es geht weiter nach Tschendowo. Auch hier gibt es keinen Aufenthalt. Als wir eintreffen, ist die Stadt schon genommen. Tschendowo ist ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt der Bahnlinie Moskau-Leningrad. Außerdem trifft hier die Murmanbahn, vom Eismeer kommend, auf die Oktoberbahn. Ab Ljubau geht es nur noch auf Nebenstraßen weiter. Ein Einweiser steht auf der Straße und stoppt die Kolonne.

»Sperrlinie für Kraftfahrzeuge! – Ich habe einen Befehl für den Chef der fünften Kompanie.«

»Das bin ich – geben Sie her!«

Oberleutnant Piener ist ausgestiegen und läßt absitzen. Er überfliegt den schriftlichen Befehl und ruft die Zugführer zu sich. Was er sagt, ist etwas ganz Neues: Ein in Stellung liegendes Frauenbataillon soll angegriffen werden. Es werden einige Witze gerissen, aber begeistert ist niemand. Nachdenklich gehen die Zugführer zu ihren Zügen, unterrichten die Landser.

Zum Glück waren die weiblichen Soldaten schon nach Norden ausgewichen. Unter dem Druck des Angriffs setzen sich die männlichen Rotarmisten auch ab. Bei der Verfolgung werden noch 17 Gefangene gemacht, darunter ein zurückgebliebener Frauensoldat.

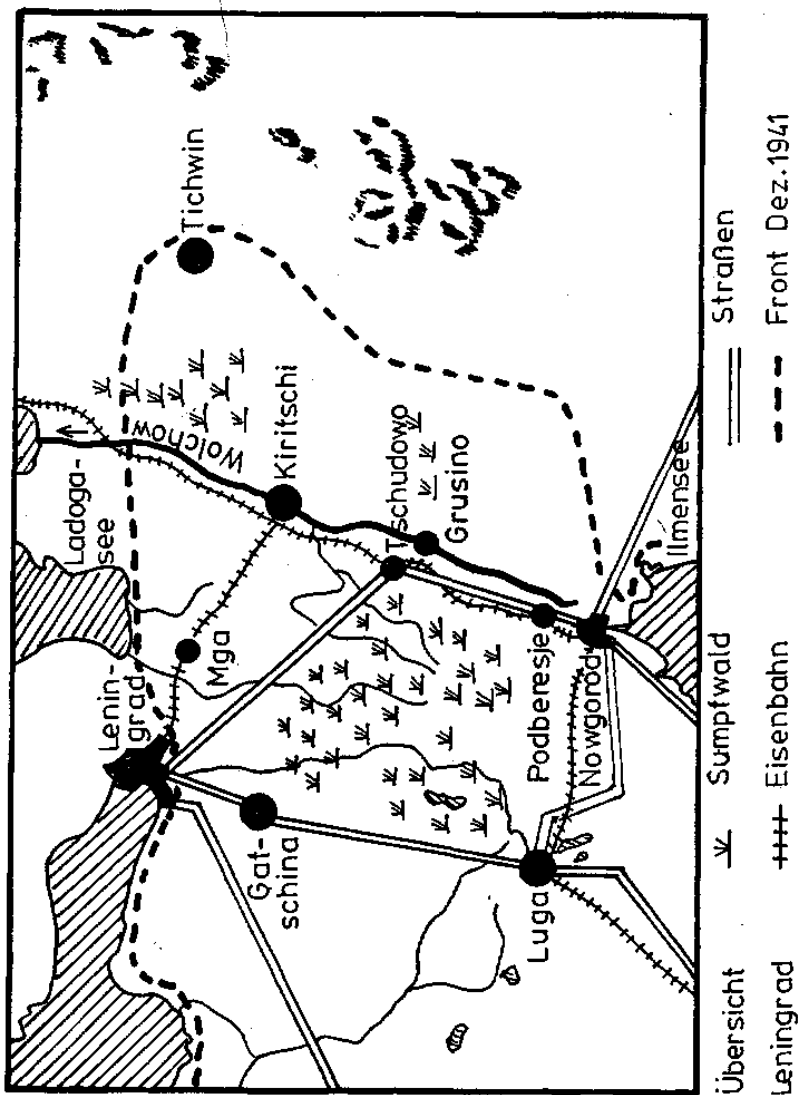
Am frühen Morgen bringt ein Kradmelder vom Bataillon einen neuen Einsatzbefehl. Ein motorisierter Vorstoß zur Newa wird befohlen. Es beginnt zu regnen, die Waldwege, die wir benutzen müssen, werden glitschig. Bald wühlen sich die Fahrzeuge durch tiefen Dreck. Trotz dieser großen Schwierigkeiten wird Iwanowskoje an der Newa, halbwegs zwischen Leningrad und Schlüsselburg, erreicht. Es regnet in Strömen, und alles wird verflucht.

In einem zurückgelassenem Vorratslager der Roten Armee wird Winterbekleidung gefunden. Nur wenige Soldaten decken sich ein, was später bitter bereut werden wird. Die meisten lassen das Zeug liegen, weil sie befürchten, Läuse zu bekommen. Bis zu diesem Zeitpunkt sind wir davon verschont geblieben.

Im Verband des Bataillons geht es zu Fuß in Richtung Mga. Vor der Spitzengruppe taucht ein großes Dorf auf. Es scheint verlassen zu sein, und deshalb macht sich niemand Sorgen, daß die Verbindung zu den Nachbarkompanien verlorengegangen ist. In geöffneter Ordnung geht es auf den Ort zu.

Das feindliche Abwehrfeuer setzt schlagartig und überraschend ein und trifft die Landser unvorbereitet.

»Volle Deckung!«



Wie ein Lauffeuer breitet sich die Warnung aus. Sie ist aber überflüssig, denn die Landser wissen, was sie zu tun haben.

Zwei Gruppen des II. Zuges gelingt es, bis zu den ersten Häusern am Ortsrand vorzudringen und dort in Stellung zu gehen. Dabei werden zwei Häuser, die vom Feind nicht besetzt sind, eingenommen. »Die Häuser sichern und verteidigungsbereit machen!« Oberfeldwebel Palenti weist die Soldaten ein, verteilt sie zur Rundumverteidigung der eingenommenen Gebäude.

Kurze Zeit später kann unter dem Feuerschutz der in den Häusern sitzenden Landser die dritte Gruppe des Zuges in den Ort eindringen. Im Sturmloch rennen die Männer gegen ein Haus an, werfen Handgranaten durch die Fenster und dringen ein. Auf der Rückseite flüchten die Feinde, lassen zwei Tote zurück. Auch dieses Gebäude wird sofort zur Verteidigung hergerichtet. Allerdings sind die Bewegungen sehr behindert, denn der Feind beschießt die besetzten Gebäude ohne Pause. Dumpf schlagen die Geschosse in die dicken Mauern ein, reißen Brocken heraus, wirbeln Lehmstaub auf.

Oberleutnant Piener ist entschlossen, mit den anderen zwei Zügen der Kompanie einen Angriff auf den Ort zu machen. Es ist unmöglich, länger im Gelände liegen zu bleiben und vom Feind eingedeckt zu werden. Er ruft einen Kompaniemelder heran und erteilt einen Befehl, der dem zweiten Zug zu überbringen ist. Diesem Befehl zufolge soll beim Vorgehen Feuerschutz mit allen vorhandenen Rohren gegeben werden.

Trotz des feindlichen Feuers erreicht der Melder den Zug und übergibt Palenti den Befehl des Chefs. Der Melder bleibt beim zweiten Zug und muß den gefährlichen Rückweg nicht machen.

Noch wenige Minuten bleiben, um die Männer zu informieren. Dann ist der festgelegte Zeitpunkt gekommen.

Feldwebel Krön schießt auf Befehl des Chefs die angekündigte Leuchtkugel in den Himmel. Sofort beginnen die

Landser des zweiten Zuges den Feind mit allen Waffen einzudecken. Wenige Sekunden später gibt Piener den Befehl zum Antreten. Es gelingt den Zügen im ersten Versuch, in den Ort einzudringen. Nach einer kurzen Verschnaufpause beginnt der Kampf um Häuser und Straßen.

Der erste Zug räuchert mit Handgranaten eine MG-Stellung aus, die sich in einem Haus befindet. Vorsichtig kämpfen sich die Landser von Haus zu Haus weiter vor und besetzen eine Straßenkreuzung. Eine Anzahl feindlicher Schützen macht wütende Gegenangriffe, will den ersten Zug zurückwerfen. Sie werden zurückgeschlagen.

Als die Feinde weichen, gibt Leutnant Merten den Befehl zum Nachsetzen. Im Gegenstoß erreichen zwei Gruppen die nächste Straßenkreuzung und werden von schwerem Maschinengewehrfeuer in Deckung gezwungen. Sie werden so eingedeckt, daß kaum eine Bewegung möglich ist. Zwei feindliche Maschinengewehre liegen in einem Eckhaus auf der anderen Seite der Kreuzung. Die danebenliegenden Häuser sind von Schützen besetzt, die ebenfalls aus allen Rohren ballern. Kurze Feuerpausen ausnutzend, ziehen sich die Männer zurück in den Schutz der zurückliegenden Gebäude.

Hinter einem Haus wartet der Leutnant und ruft die Gruppenführer zu sich. »Das ist gerade noch mal gutgegangen, oder gab es Verluste?«

»Wir haben einen Mann verloren«, sagt ein Gruppenführer niedergeschlagen.

»Das ist sehr bedauerlich, aber es hätte viel schlimmer kommen können. Um nun weiterzukommen, muß das Maschinengewehrnest ausgeschaltet werden. Von vorn kommen wir da nicht heran, also müssen wir unsere ganze Kraft auf ein Nachbarhaus konzentrieren und versuchen, von der Seite heranzukommen.«

Die Gruppenführer nicken zustimmend mit den Köpfen. Merten schielt um die Ecke, peilt die Lage und fährt dann fort:



»Gut! Wir versuchen es auf jeden Fall.«

Der Leutnant nimmt die Einteilung vor. Er selbst will mit fünf ausgesuchten Landsern versuchen, in das Nachbarhaus zu kommen. Die anderen sollen mit ihrem Feuer den Feind ablenken und beschäftigen.

Nach einigen Minuten der Vorbereitung macht sich Merten mit den fünf Männern auf den Weg. Die Kameraden gehen so weit wie möglich vor und verwickeln den Feind in einen Feuerkampf. So gelingt es dem Leutnant, an das Haus heranzukommen. Gleichzeitig fliegen vier Handgranaten in das Haus. Als sie explodieren, stürmen die Landser in das Haus, jagen einen Kugelhagel in jeden Raum. Todesschreie gellen durch den Lärm.

Das Gebäude steht Wand an Wand mit dem Haus, in dem die feindlichen Maschinengewehre in Stellung liegen. Deutlich ist durch die dicke Wand das Hämmern der Waffen zu hören.

Merten beschäftigt sich mit der Wand und überlegt, wie in das andere Haus zu kommen ist. Plötzlich sieht er, wie die Wand unzählige Risse bekommt und in etwa Türgröße ausbeult. Er wirft sich zur Seite und stößt einen lauten Warnungsruf aus. Benommen vernimmt er einen lauten Knall und beginnt zu husten, weil er plötzlich die Lunge voll Staub hat. Verschwommen hört er Rufe und Schüsse, läßt sich zu Boden fallen. Wie durch eine Nebelwand sieht der Leutnant einige Rotarmisten durch den Raum rennen und verschwinden. Alle Landser liegen am Boden, sind vorerst unfähig, etwas zu unternehmen.

Nach einer unendlich lang scheinenden Zeit sind deutsche Worte zu hören, sind Kameraden da und helfen den benommenen Männern auf die Beine. Langsam begreifen sie, was passiert war. Die Feinde hatten sich in einer ausweglosen Lage gesehen und dachten nur noch an Flucht. Um ungesehen nach hinten zu verschwinden, hatten sie ein Loch in die Wand gesprengt. Im folgenden Durcheinander war es ihnen dann

tatsächlich gelungen, die Kurve zu nehmen. Zwei Soldaten wurden vom herumfliegenden Mauerwerk verletzt.

Oberleutnant Piener hat alles beobachtet, sieht aber nun keinen Grund mehr zum Eingreifen seinerseits.

Aus südlicher Richtung, wo der zweite Zug kämpft, klingt wilder Kampfärm herüber. Zwischen dem Hämmern der Maschinengewehre, dem Knattern der Gewehre, ist der dumpfe Knall von explodierenden Handgranaten zu hören.

Der Chef wird angesichts des zunehmenden Kampfärmes unruhig. Irgendwie ahnt er, daß der zweite Zug in Schwierigkeiten ist. Da steigt auch schon eine rote Leuchtkugel in den Himmel. Oberfeldwebel Palenti mußte schon große Schwierigkeiten haben, um Hilfe anzufordern. Der Chef ruft einen Melder heran.

»Befehl für den ersten Zug: Leutnant Merten soll mit einer Gruppe seines Zuges dem zweiten Zug zur Hilfe kommen. Die zurückbleibenden Gruppen gehen solange zur Verteidigung über und halten die erreichte Linie. Wiederholen Sie!«

Der Melder wiederholt den Befehl und wird losgeschickt. Der Chef nimmt seinen Beobachtungsposten wieder auf.

Der zweite Zug sitzt ganz schön in der Klemme. Er muß sich mit aller Macht gegen eine Halbkompagnie feindlicher Schützen wehren. Vor allen Dingen besteht die große Gefahr, daß die Verbindung zur Kompagnie verloren geht, daß der Zug abgeschnitten wird.

Urplötzlich und unerwartet stößt Merten mit einer Gruppe dem Feind in die Flanke, bringt ihm Verluste bei, macht sogar ein paar Gefangene. Die Lage wird wieder stabilisiert, der Leutnant kehrt zu seinem Zug zurück.

Gegen Abend werden Spähtrupps losgeschickt, um die etwas verwirrende Lage zu erkunden und die feindlichen Stellungen abzuklopfen, die sich durch den Ort ziehen.

Als die zurückkehrenden Trupps Meldung machen, die Ergebnisse ausgewertet werden, ist die Salatplatte fertig: Die

Kompanie ist vom Bataillon abgeschnitten, sie ist im Ort eingeschlossen.

»Das ist ja eine schöne Überraschung! Da müssen doch die Nachbarkompanien zurückgegangen sein, ohne uns zu benachrichtigen. Wir können jetzt sehen, wie wir damit fertig werden.«

In der nächsten halben Stunde entwickelte der Chef eine hektische Tätigkeit, gibt eine Anzahl Befehle heraus. Die Züge werden so weit zurückgenommen, daß eine geschlossene Rundumverteidigung möglich ist.

Die neuen Stellungen werden hastig verteidigungsbereit gemacht. Zwischen Kompanie und Bataillon werden eine Anzahl Funksprüche gewechselt. Die Einschließung wird bestätigt, aber das Bataillon ist augenblicklich nicht in der Lage, die Einschließung von außen aufzubrechen.

»Wenn es wirklich darauf ankommt, können die nie etwas für die anderen tun!« schimpft der Chef.

Die Nacht verläuft wider Erwarten ruhig. Piener hatte angenommen, der Feind würde etwas unternehmen. Allerdings sind die Geräusche an- und abfahrender Lastwagen zu hören. Wie es scheint, bringt der Feind Verstärkungen heran. Zur Erleichterung aller sind keine Panzergeräusche zu vernehmen. Der Chef will ganz sicher sein und schickt mehrere Spähtrupps los. Sie berichten übereinstimmend, daß der Feind tatsächlich Verstärkungen heranbringt, aber es sind keine schweren Waffen dabei. Die Beurteilung der Ergebnisse ergibt weiter, daß die Verstärkungen hauptsächlich dazu eingesetzt werden, eine Befreiung von außen zu verhindern.

»Die wollen ein Aufbrechen der Einschließung verhindern, und wie es aussieht, wird es ihnen auch erst einmal gelingen. Unser Bataillon ist ohne fremde Hilfe nicht dazu in der Lage, und ehe Hilfe bereitgestellt ist, können einige Tage...«

»Da kommt ein Spruch vom Bataillon, Herr Oberleutnant«, unterbricht der Funker den Chef und rückt seinen Kopfhörer

zurecht.

»Da bin ich aber gespannt, was die noch von uns wollen!«

Der Funker schreibt, entschlüsselt, reicht das Ergebnis seiner Tätigkeit dem Chef. Dieser überfliegt die Nachricht und zuckt mit den Schultern. »So habe ich mir das vorgestellt!«

Der Funkspruch sagt, daß Hilfe von außen vorläufig nicht zu erwarten ist. Das Bataillon will alles versuchen, so schnell wie möglich Hilfe herbeizuholen. Bis zu diesem Zeitpunkt ist die Stellung im Ort zu halten. Jede Veränderung der augenblicklichen Lage ist sofort dem Bataillon zu melden.

»Da können wir unsere Augäpfel putzen und die Lauscher aufstellen«, sagt Feldwebel Krön.

»Schicken Sie Nachricht zu allen Zügen, daß die Posten zu verstärken sind. Weiter können wir nichts unternehmen. – Gehen wir dann schlafen!«

Die Nacht verläuft ruhig. Kurz nach sechs Uhr steht Piener auf, macht sich fertig für einen Inspektionsgang. Auch Feldwebel Krön wälzt sich vom Schlaflager, richtet sich auf, starrt noch schlaftrunken vor sich hin. Da geht es auch schon los. Ein unheilvolles Rauschen liegt in der Luft, beendet jäh die morgendliche Stille. Beide Männer kennen dieses Geräusch: Granatwerfer! Sie wissen auch, daß nach dem Granatwerferfeuer der Angriff kommt.

»Junge, jetzt geht es los!« Oberleutnant Piener versucht den Lärm der explodierenden Granaten zu übertönen. »Machen wir, daß wir rauskommen. – Frühstück ist nicht heute morgen, verflucht!«

Der Granatenhagel geht über den Zeitraum von fast einer Viertelstunde auf den Abschnitt der Kompanie nieder. Alles liegt in Deckung, nur die Posten halten das Vorgelände unter Beobachtung. Durch einen Volltreffer kracht ein Haus zusammen. Drei Landser werden unter den Trümmern begraben. Trotz des Feuers machen sich Kameraden an die Bergung und können zwei davon schwerverletzt bergen.

Schlagartig endet der Feuerüberfall, und gleichzeitig verlassen die feindlichen Schützen die Bereitstellung und greifen an. Wilde Schreie gellen durch den Morgen, sollen den Verteidigern Angst einjagen.

Die erste Welle der Angreifer bleibt im Abwehrfeuer liegen. Einige Russen rennen zurück, werden aufgehalten und mit der zweiten Angriffswelle wieder vorgeschickt. Auch diese wird durch das mörderische Feuer der Verteidiger auseinandergetrieben, niedergestreckt, abgewehrt.

Der Versuch, eine dritte Welle anrennen zu lassen, wird nicht mehr unternommen. Wie es scheint, sind die Kräfte des Feindes erst einmal erschöpft.

Die eintretende Kampfpause wird dazu benutzt, die Verwundeten zu versorgen, Stellungen auszubauen, Munition zu verteilen. Auch für ein spätes Frühstück bleibt etwas Zeit. Die von den Zügen einlaufenden Meldungen ergeben ein noch gutes Bild. Die eigenen Verluste sind gering, die Munitionslage gut.

Wider Erwarten tut sich an diesem Tag nichts mehr. Beim Feind werden Bewegungen festgestellt, und das ist aber auch alles.

Das Fehlen der Feldküche macht sich besonders nachteilig bemerkbar. Diese ist beim Troß außerhalb der Einschließung. Deshalb gibt es keine warme Verpflegung. Jeder muß selbst versuchen, über die Runden zu kommen. Die Brotbeutel sind bald leer, und danach gibt es nichts mehr. Auch die Vorräte an Verpflegung sind draußen beim Troß, sehr zum Leidwesen der Landsr.

Gegen Mittag findet ein neugieriger Soldat in einem Keller einen größeren Brotvorrat. Dieser wird auf Befehl des Chefs gleichmäßig auf alle Züge verteilt. Ein Glück, daß es genügend Wasser im Ort gibt. Mehrere Brunnen sind vorhanden und in Ordnung.

Am späten Nachmittag gibt es Fliegeralarm. In geringer

Höhe brausen vier gepanzerte Schlachtflugzeuge heran und beschießen die Stellungen mit Bordwaffen. Der angerichtete Schaden ist nicht sehr groß.

Bedeutend gefährlicher als die Flieger sind die feindlichen Scharfschützen, die der Gegner an günstigen Stellen postiert hat. Sie schießen auf alles was sich Bewegt. Nur in Deckung der Häuser, Mauern und natürlicher Bewachung können die Soldaten Bewegungen ausführen.

»Das war mir alles zu ruhig den Tag über. Am Morgen das Theater mit Feuerüberfall und Angriff und dann den ganzen Tag nichts mehr. Das behagt mir alles nicht«, sagt der Oberleutnant.

Die Abenddämmerung fällt über das Land, taucht die Umgebung in Zwielflicht. Es ist unheimlich ruhig überall im Ort. Aber man belauert sich, hofft, daß der Gegner unvorsichtig wird, sich eine Blöße gibt. Die Sinne der Posten sind zum Zerreißen gespannt. Nur nicht leichtfertig werden und in der Beobachtung erlahmen, gehen die Gedanken.

»Wir wechseln uns ab mit der Kontrolle«, sagt Piener nach kurzem Schweigen zu Feldwebel Krön. »Sie übernehmen bis Mitternacht, danach mache ich weiter.«

»Gut – dann mache ich mich gleich auf die Socken, Herr Oberleutnant.«

Durch Melder läßt Piener die Züge unterrichten, weist sie an, äußerste Wachsamkeit walten zu lassen.

Kurz vor 23 Uhr macht Krön seinen ersten Rundgang, sucht die Postenstände auf, befragt die Posten.

»Na, Weinert, was macht die Kunst?«

»Ist alles in Ordnung, Herr Feldwebel. Wenn man von dem Grummeln in der Ferne absieht, ist alles ruhig wie im Frieden.«

»Wollen hoffen, daß es weiter so bleibt. Paßt trotzdem gut auf.« Krön dreht sich um und geht zur Ortsmitte zurück.

Die Wachen sind alle auf dem Posten, kein Grund zur Sorge. Als er nur wenige Schritte zurückgelegt hatte, hört er Weinert

etwas rufen. Er bleibt stehen und blickt zurück.

Weinert, den der Feldwebel soeben verlassen hat, eröffnet das Feuer. Sofort beginnen die benachbarten Wachen ebenfalls zu schießen. Einige Geschosse pfeifen bedrohlich durch die Luft.

Krön springt in Deckung und blickt um sich. Zu erkennen sind nur die Mündungsfeuer, die durch die Dunkelheit blecken. Er springt auf und rennt geduckt zu Weinert.

»Da, Herr Feldwebel, sehen Sie nur!« sagt dieser und schießt.

Im Vorfeld, zwischen den Häusern bewegen sich verschwommene Gestalten. Sie springen auf, schießen, lassen sich wieder in Deckung fallen. Dem Feuer nach zu urteilen, ist es ein ziemlich großer Haufen.

Krön reißt die Pistole aus dem Futteral und schießt ebenfalls auf die Schatten. Hinten ist zu hören, wie die Alarmstellungen besetzt werden. Rundherum lebt der Feuerkampf auf. Laute Stimmen versuchen, Ordnung in das Durcheinander zu bringen. Ein Maschinengewehrtrupp kommt heran.

»Hierher, und hier in Stellung gehen!« ruft Krön die Soldaten an, gibt eine schnelle Einweisung und springt davon.

Der Feind hat das Dorf umzingelt und greift von allen Seiten an. Die Landser liegen in ihren Stellungen und wehren sich so gut sie können. Der Brennpunkt des Kampfes liegt an der Stelle, wo Weinert ist. Das dort eingesetzte Maschinengewehr schießt ständig kurze Feuerstöße.

Krön rast zum Gefechtsstand des Chefs, erstattet Meldung, schnappt einen Maschinengewehrtrupp, der in Reserve ist, und rennt zum Zentrum des Kampfes zurück. Als er dort ankommt, ebbt der Kampf etwas ab, und das Maschinengewehr kann in Stellung gebracht werden.

»Ich glaube, wir haben es geschafft, Herr Feldwebel!«

»Sie irren sich, Weinert«, entgegnet Krön, »das fängt jetzt erst richtig an. Das war nur die Vorhut, die unsere Verteidi-

gungsstärke feststellen sollte. Der richtige Segen kommt erst noch. Die haben nicht vor, einen Höflichkeitsbesuch abzustatten, sondern wollen uns fertigmachen.«

Krön liegt neben Weinert. Besorgt blickt er zu den Bedienungen der Maschinengewehre hinüber, die damit beschäftigt sind, die Stellungen zu verbessern. Er hat nur diese beiden MG zur Verfügung, und notfalls konnte der Chef wieder eines abziehen, falls es an anderer Stelle dringender benötigt wurde.

»Daß ihr mir ja aufpaßt«, ruft er den Schützen zu. »Sobald ihr eingedeckt werdet, macht ihr einen flotten Stellungswechsel. Möglichst kein festes Ziel bieten, dann kommen wir schon zurecht.«

»Der hat gut reden! Es ist kein Kinderspiel, mit diesen Apparaten und den Munikästen Stellungswechsel zu machen«, ist eine Stimme zu vernehmen.

Der Feldwebel will gerade eine passende Antwort geben, als die Mündungsfeuer wieder aufzucken und die Nacht durch Knallen und Pfeifen der Schüsse zerrissen wird. Mit »Urräh« stürmen die Angreifer heran. Der Kampf entbrennt zu voller Schärfe.

Vor sich herschießend versuchen die Angreifer die Verteidigung zu überrennen. Seltsamerweise greifen sie nur an dem von Krön besetzten Abschnitt an. An den anderen Stellen begnügen sie sich mit einem Feuerkampf aus sicherer Deckung. Der Sinn dieses Vorgehens ist klar: Sie wollen die Verteidigungskräfte binden und verhindern, daß sie an der bedrohten Stelle eingesetzt werden können. Die Masche ist zwar uralte, aber immer noch wirkungsvoll. Man kann nichts dagegen unternehmen.

»Laßt sie nicht zu dicht herankommen. Nicht durchdrehen – wir packen sie schon«, ruft Krön den Männern zu.

Er weiß nicht, ob seine Stimme den Lärm durchdrungen hatte und macht sich so klein wie möglich. Mit kurzen



Feuerstößen schießt er auf die sichtbaren Schatten. Mit kurzen Garben spucken die Maschinengewehre Verderben in die Reihen der Angreifer. Die ersten Leuchtkugeln zischen in den Himmel, beleuchten die Kampfstätte. Was die Verteidiger sehen, jagt ihnen einen eisigen Schrecken ein: Im trüben Licht der Leuchtkugeln wälzt sich eine dunkle durcheinanderwirbelnde Masse auf der Straße heran.

»Mein lieber Spitz«, schreit Weinert mit sich überschlagender Stimme.

»Schrei nicht so viel, sondern schieße«, fährt ihn der Feldwebel an.

Weinert hat offensichtlich die Nerven verloren. Er springt auf und schießt wie wild auf den Feind. Den Befehl, sich hinzulegen, hört er nicht. Er stolpert, und fällt dann getroffen zusammen.

»Mist, verfluchter! – Geht hin und läßt sich umbringen«, flucht Krön.

Berstendes Krachen, Feuerschein und surrende Splitter lassen ihn den Kopf einziehen. Anscheinend hat der Feind Gewehrgranaten dabei und setzt sie ein. Ein Blick über die Deckung offenbart das Unglück: Das eine Maschinengewehr hat einen Volltreffer bekommen. Ein Mann schreit wimmernd um Hilfe.

»Los, macht einen Stellungswechsel – schnell!« schreit der Feldwebel den anderen Schützen zu. »Macht bloß schnell, sonst haut es bei euch auch noch ein.«

Krön sieht, wie die Bedienung das Maschinengewehr aus der Stellung zerrt und einige Meter entfernt, hinter der Ecke eines Hauses, wieder in Stellung bringt. Die Munitionsschützen hasten mit den vollen Kästen hinterher. Der Stellungswechsel erfolgt gerade noch rechtzeitig, denn gleich danach schlagen mehrere Gewehrgranaten in die alte Stellung ein und hätten mit Sicherheit auch dieses Maschinengewehr außer Gefecht gesetzt.

Ein schneller Blick überzeugt den Feldwebel, daß der Feind weiter zügig angreift. Obwohl seine Verluste sehr hoch sein müssen, kommt er immer näher heran. Die zahlreichen Ausfälle werden ständig durch nachfolgende Verstärkungen aufgefüllt.

»Wir können hier nicht länger bleiben«, ruft Krön seinen Leuten zu. »Auf den Gefechtsstand zurückgehen.«

Sprungweise arbeiten sich die Soldaten zurück. Der Gefechtsstand der Kompanie ist in einem festen Gebäude – der Schule – untergebracht. Wie die Landser eintreffen, werden sie zur schnell organisierten Rundumverteilung eingesetzt.

Im zuckenden Licht einiger brennender Häuser sehen sie den Feind nachfolgen. Aus irgendeinem Grund zögert er, macht eine kleine Kampfpause, die auch den Verteidigern guttut. Wie es scheint, muß er seine Kräfte neu gliedern, die mächtigen Lücken füllen.

Um zwei Uhr wird der kritische Punkt erreicht. Der Feind hat sich erholt und beginnt die hartnäckige Verteidigung einzudrücken. Trotz des rasenden Abwehrfeuers schieben sich die Angreifer immer näher heran. Einschlagende Geschosse reißen große Stücke aus den Mauern. Der Chef und die Unterführer haben alle Hände voll zu tun, um den Haufen zusammenzuhalten.

Der Gefreite Hiebel sieht zwei Schatten auf sich zuspringen. Seine Waffe ist auf diese kurze Entfernung völlig nutzlos und bedeutet keine Hilfe. Er läßt das Gewehr fallen, packt den Feldspaten und springt auf. Aus den Augenwinkeln sieht er den Kolben einer russischen Maschinenpistole auf sich zu kommen und bewegt den Kopf ruckartig zur Seite. Der Schlag gleitet vom Stahlhelm ab und trifft das linke Schlüsselbein. Das Knacken der berstenden Knochen und der irrsinnige Schmerz lassen Hiebel rotsehen. Der erhobene Feldspaten saust nieder und trifft den Stahlhelm des Rotarmisten. Dieser verliert den Halt und stürzt rücklings zu Boden. Den zweiten Rotarmisten

packt jedoch die Furcht. Er läßt seine Waffe fallen und rennt davon. Hiebel, irrsinnig vor Schmerz, will hinterher, aber Oberfeldwebel Palenti packt ihn, zerrt ihn in Deckung.

»Sanitäter!«

Der Mann mit der Verbandstasche kommt heran und versorgt den Verwundeten. Der Oberfeldwebel muß sich um seinen Zug kümmern.

Wenige Minuten später ist der Kampf zu Ende, der Feind ist vollkommen erschöpft und fällt in seine Ausgangsstellung zurück. Mit kleinen Gegenstößen wird der Verteidigungsabschnitt etwas erweitert, neue Stellungen bezogen, der Abschnitt gesichert. Nach einer weiteren Stunde ist Ruhe, die auch alle nötig haben.

»Noch einmal so einen Angriff halten wir nicht mehr durch.« Oberleutnant Piener wischt sich den Schweiß von der Stirn. »Schicken Sie die Melder los, ich will sofort die Verlust- und Zustandsmeldungen haben.«

Als die Meldungen einlaufen, stellt sich heraus, daß die Kompanie ganz schön gebeutelt wurde.

Kurz vor sechs Uhr kündigt das Bataillon die Befreiung an diesem Morgen an. Um sieben Uhr tritt eine zusammengestellte Kampfgruppe des Bataillons zum Angriff an, um die Umklammerung aufzubrechen. Einige ausgeliehene Panzer unterstützen den Angriff.

Der Feind will sich noch nicht geschlagen geben und wehrt sich mit allen Mitteln. Die Panzer stoßen in seine Reihen hinein und öffnen den Ring. Die nachstürmenden Landser erweitern den Durchbruch nach beiden Seiten. Einmal geworfen, gibt der Russe Boden preis, kommt in Bewegung, kann sich nicht mehr halten.

Als Piener dann ebenfalls mit seiner Kompanie eingreift, gibt es kein Halten mehr. Das Zurückgehen wird zur zügellosen Flucht, zum kopflosen Davonrennen.

Kurz vor neun Uhr ist die Lage bereinigt. Als erste

Maßnahme fährt der Spieß mit der Feldküche vor zur Kompanie und wird dort mit Jubel begrüßt.

»Das wäre fast in die Hose gegangen, Webert.«

»Sie haben uns aber auch ganz schön Sorgen bereitet, Herr Oberleutnant. Was war ich froh, als am Morgen der Befehl kam, Mittagessen vorzubereiten, weil die Befreiung bevorstand.«

Alle sind froh, diese Tage einigermaßen überstanden zu haben. Im Kfz-Abstellraum warten wir auf den Befehl zum Vorziehen. Die Kraftfahrer machen die Fahrzeuge marschbereit.

»Fliegeralarm!«

Der Ruf des Fliegerbeobachters kommt unverhofft. In der allgemeinen Freude über die Ereignisse des Vormittags haben alle vergessen, daß der Feind ja auch noch da ist. Niemand hatte etwas gehört, keiner rechnete mit einem Fliegerangriff. Es ist ein Pulk »Martin«-Bomber, und es hat den Anschein, daß sie ins Hinterland fliegen wollen. Das ist eine Selbsttäuschung. Die Bomber greifen an. Aus großer Höhe kommen sie auf Angriffshöhe herunter, formieren sich zum Bombenwurf.

»Alles in Deckung!«

Gott sei Dank sind die feindlichen Flieger keine Asse, und Zielwasser hatten sie auch nicht getrunken. Die Reihenwürfe gehen daneben, der Bombensegen fällt in die Umgebung des Kfz-Abstellplatzes. Zwei, drei Bomben fallen nahe genug, um durch Splitter zwei Soldaten zu verwunden. Ein Lastwagen wird leicht beschädigt, ist aber noch fahrbereit. Wieder einmal Glück gehabt.

Nach dem Bombenangriff kommt der Befehl zum Abmarsch in Richtung Mga.

Es geht zügig vorwärts, und westlich von diesem Ort, an der Bahnlinie Leningrad-Mga, treffen wir auf unsere Kompanie. Die Freude ist groß, und die folgende Pause wird genutzt, die

Vorgänge der letzten Stunden durchzuhecheln. Plötzlich gibt es wieder Fliegeralarm. Auf eine vorbeifliegende Staffel alter deutscher Sturzkampfflugzeuge vom Typ Henschel 123 stürzen sich einige sowjetische »Ratas«<sup>\*</sup>. Die Sache sieht schlecht aus für die Hs 123. Zwei dieser Anderthalbdeckermaschinen liegen schon am Boden und verglühen. Über den Absturzstellen stehen dunkle Rauchsäulen. Gegen die wendigen und schnellen »Ratas« sind die Henschel hoffnungslos unterlegen. Gerade noch rechtzeitig kommen drei deutsche Jäger zur Hilfe und beenden den Spuk. Als die erste »Rata« brennend zur Erde torkelt, verschwinden die anderen im Tiefflug. Damit ist die Sache wieder im Lot.

Es soll weitergehen, aber die zu durchfahrenden Wälder und Geländeabschnitte sind noch voll von versprengten sowjetischen Einheiten, die den vorgehenden Deutschen hartnäckigen Widerstand entgegensetzen. Auf Befehl des Kommandeurs bekommt die Kompanie die ganze Nacht als Ruhepause. Endlich können die Landser einige Stunden richtig schlafen und ausruhen.

Der aus der Ferne herüberklingende Kampflärm stört sie nicht weiter. Das ist wie Hintergrundmusik.

Beim ersten Tageslicht fliegen Stukas (Sturzkampfbomber vom Typ Ju 87) rollende Bombenangriffe auf feindliche Stützpunkte, die den Vormarsch durch hartnäckigen Widerstand aufhalten. Über den Baumwipfeln stehen Rauchsäulen, an einigen Stellen scheinen Brände zu wüten. Hauptsächlich aber konzentrieren sich die Bombenangriffe auf die wenigen Straßen und Wege, die zum Teil vollgepfropft sind.

Als die Angriffe enden, kommt der Befehl zum Abmarsch. In wenigen Minuten sind die Landser aufgesessen, der Chef fährt zur Spitze und gibt das Zeichen zum Abrücken.

Die Auswirkungen der Stuka-Angriffe sind grauenhaft.

---

<sup>\*</sup> Russische Jäger vom Typ I-16. »Rata« = Ratte. Diese Bezeichnung erhielt die Maschine im spanischen Bürgerkrieg 1936-1939

Große sowjetische Kolonnen mit Pferden, Panjewagen (leichter Pferdewagen), Kraftfahrzeugen und Geschützen sind zerschlagen worden. Vieles wurde durch die Explosionen zu Schrotthaufen aufgetürmt. Das schwere Gerät konnte nicht in den unwegsamen Wald ausweichen und bekam die volle Wirkung der Angriffe zu spüren. Die begleitenden Rotarmisten sind geflüchtet und verschwunden.

Langsam bahnen wir uns einen Weg durch das Chaos. Ein Flächenbrand muß zeitraubend umfahren werden. Vorbei am Gleisdreieck wird schließlich Sinjawino erreicht. Ein langgestrecktes Dorf, auf einer Höhe gelegen. Nach Norden fällt die Höhe ab zu den Torfmooren und weiter zum Ladogasee. Nach Westen und Süden ist Wald. Im Nordwesten, an der Einmündung der Nawa in den Ladogasee, liegt die Stadt Schlüsselburg, der Schlüssel zur Ostsee. In den Torfmooren gehen deutsche Kräfte vor.

Der Auftrag für die Kompanie lautet, das Dorf zu sichern. Der Kompanietruppführer, vor ein paar Tagen zum Oberfeldwebel befördert, übernimmt zeitweilig den ersten Zug und rückt ab, um dem Regimentskommandeur bei der Einnahme Schlüsselburgs zur Verfügung zu stehen.

Schon drei Tage später sollte der Zug zurückkommen, denn Schlüsselburg wurde überraschend schnell genommen. Eine angeforderte Stuka-Gruppe konnte im letzten Augenblick am Bombenabwurf gehindert werden, sonst wären die Bomben auf die eigenen Truppen gefallen.

Für diesen Einsatz. bekam Oberfeldwebel Krön das EKI (Eiserne Kreuz I. Klasse), einige Soldaten des Zuges das EK II.

Als der I. Zug fort ist, richten wir uns zur Verteidigung ein. Zivilisten sind keine mehr im Ort, und das macht die Sache etwas einfacher. Bei der Auswahl der Verteidigungsstellungen brauchen sich die Verantwortlichen keine Gedanken über die Gefährdung der Bevölkerung machen.

Zwei Stunden später erfolgt ein Fliegerangriff. Drei leichte

Kampfflugzeuge greifen im Tiefflug an. Kleine Bomben fallen, die Geschosse der Bordwaffen klatschen in die Hauswände, werfen den Dreck der Straße auf. Es gibt keine Verluste. Die Fahrzeuge stehen gut getarnt und auseinandergezogen über den ganzen Ort verteilt. Eine westlich vom Ort stehende Heeres-Flak beschießt die Flugzeuge, die daraufhin auch abdrehen und verschwinden.

Die folgende Nacht ist sehr unruhig. Immer wieder schießt der Feind mit einer »Stalinorgel« (Raketensalvengeschütze) von Osten. Es ist gut für uns, daß die Einschläge außerhalb des Ortes liegen.

Immerhin kann von Ruhe nicht die Rede sein. Die Folge dieses Beschusses ist, daß am folgenden Tag die Fahrzeuge herausgezogen und zwei Kilometer südlich vom Dorf untergebracht werden. Die Fahrzeuge des Bataillons sind ebenfalls dort untergebracht. Diese Maßnahme ist mehr als gut, wie sich bald herausstellt.

Nicht lange nach der Verlegung setzt feindlicher Artilleriebeschuß ein. Das ganze Dorf liegt im Feuer weitreichender Feindgeschütze. Zahlreiche Häuser werden zerstört, Brände brechen aus. Ein Wald von Dreckfontänen steht über dem Dorf. Rauchschwaden wälzen sich über die flachen Dächer und Ruinen. Die Soldaten haben sich in die wenigen, aber weitaus sicheren Keller verzogen. Die Posten liegen am Ortsrand. Dort sind sie auch am besten aufgehoben, weil keine Granaten einschlagen. Der Beschuß liegt auf der Ortsmitte und der unmittelbaren Umgebung. Mit viel Glück werden diese schweren Stunden überstanden. Es ist ein Wunder, daß keine schwerwiegenden Verluste eintreten.

Einige Tage später werden die Fahrzeuge abkommandiert, um Fallschirmjäger vom Flugplatz bei Ljuban abzuholen. Das wird als schlechtes Zeichen gewertet, da scheint der Vormarsch festgelaufen zu sein. Die Verstärkungen sollen zum Nawa-Abschnitt gebracht werden.

Mit einer zusammengestellten Kolonne aus Mannschaftswagen fahre ich zum Flugplatz, um das Bataillon Fallschirmjäger abzuholen. Die Transportmaschinen landen in rascher Reihenfolge. Die Jäger verlassen mit Waffen und Ausrüstung die »Ju« und steigen auf die Lastwagen. Sie waren in Stendal alarmiert und verladen worden. Ihre Fahrzeuge und das schwere Gerät ist noch auf der Bahn und soll später eintreffen. Ich spreche mit einigen Unteroffizieren, die sehr zuversichtlich sind, den Angriff wieder in Schwung zu bringen. Zu zuversichtlich für meine Begriffe.

Meine dunkle Ahnung sollte sich in der folgenden Zeit furchtbar bewahrheiten. Die Fallschirmjäger haben grausame Verluste. Der Kampf in Moor und Urwald, für den sie nicht ausgebildet sind, gegen einen sich zäh verteidigenden Feind, fordert hohen Blutzoll. Fast alle Offiziere, der größte Teil der Unteroffiziere und viele Jäger fallen. Die Ausfälle sind so hoch, daß sie herausgezogen und zur Auffrischung ins Hinterland verlegt werden müssen.

Das Wetter wird schlecht. Starke Regenfälle lassen die unbefestigten Wege im Schlamm versinken. Es ist kaum noch möglich, Versorgungsfahrten auszuführen. Als wahres Prachtstück erweist sich der erbeutete Ford-Lastwagen. Er klappert zwar an allen Ecken und Enden, kommt aber überall durch.

Der Feind läßt die Kompanie in Ruhe. Nur gelegentlich fallen Granaten in den Ort. Dafür haben die anderen Kompanien des Regiments um so mehr darunter zu leiden.

Um eine Entlastung herbeizuführen und den Feind zu stören, kommt der Befehl, einen Brückenkopf über den kleinen Fluß Tschernoja zu bilden.

»Das ist gar nicht so einfach«, bemerkt Oberleutnant Piener, als er den schriftlichen Befehl erhält. »Da ist eine Holzbrücke, und wenn der Feind unsere Absicht durchschaut, sprengt er



diese in die Luft.«

»Dann wird es natürlich schwer für uns und leichter für den Feind.« Oberfeldwebel Krön macht ein ratloses Gesicht.

»Da bleibt nichts anderes übrig, als die Brücke im Handstreich zu besetzen!«

»Müßte klappen, Herr Oberleutnant, zumal das alles Niemandsland ist. Wer kommt dafür in Frage?«

»Das soll Leutnant Mertens mit seinem Zug machen.« Einen ganzen Tag lang erkundet Mertens das Objekt. Er kann nichts entdecken, was Schwierigkeiten bereiten könnte. Lediglich ein feindlicher Feldposten mit Maschinengewehr liegt in der Nähe der Brücke am Flußufer. Im rauschenden Regen und dunkler Nacht pirscht der Zug vor, wartet bis ein über den Fluß gegangener Trupp den Feldposten kassiert hat, und nimmt die Brücke in Besitz. Anschließend rückt die ganze Kompanie über den Fluß, schwärmt aus und bildet einen Brückenkopf.

Als die zur Sicherung abgestellte Feindgruppe Alarm gibt, ist es bereits zu spät. Als im ersten Tageslicht der Feind die Lage bereinigen will, bleiben die Angriffe im Abwehrfeuer liegen.

Konsequent wird der Brückenkopf ausgebaut und befestigt. Immer wieder versucht der Feind, den Brückenkopf einzudrücken oder abzuschneiden.

Bei einer Fahrt gerate ich mit meinem Fahrer in einen feindlichen Angriff. Plötzlich schlägt es rechts und links des Weges ein – Artilleriegranaten. Äste brechen herunter, ganze Bäume werden entwurzelt und stürzen um. Beim Bataillonsgefechtsstand liegt der Kommandeur mit allen Angehörigen des Stabes in behelfsmäßigen Stellungen abwehrbereit. Der Adjutant winkt uns schnell weiter.

Ein paar hundert Meter weiter laufen einige Russen herum. Es scheinen Gefangene zu sein, aber dann ist zu sehen, daß sie Waffen tragen. Das sind feindliche Schützen, die irgendwie durchgesickert sein müssen.

»Gib Gas!«

Der Fahrer haut einen kleineren Gang hinein und tritt das Gaspedal durch. Mit heulendem Motor macht der Wagen einen Satz nach vorn. An den verdutzt dreinschauenden Rotarmisten vorbei verschwinden wir zwischen den Bäumen.

Endlich taucht die kleine Flußbrücke auf. Die Brückenwache liegt in ausgebauten Kampfständen, hat den Feind aber noch nicht gesehen. Der Brückenkopf selbst liegt unter Granatfeuer, und der Feind greift dort an. Die ganze Kompanie liegt in den ausgebauten Kampfständen und verteidigt.

Das Fahrzeug wird in Deckung abgestellt, und wir schleichen zum Chef.

»Ich habe euch gar nicht zurückerwartet«, sagt Piener erstaunt. »Hier geht es schon zwei Stunden rund, und ich hätte nicht gedacht, daß ihr durchkommt.«

Kurze Zeit später wird es ruhiger. Der Feind hat keine Kraft mehr, er greift nicht mehr an. Auch der Beschuß hört auf. Das Fahrzeug wird entladen, es hat den Beschuß gut überstanden, und wir fahren zurück zum Troß. Überall ist wieder Ruhe, die Linien gesichert.

»Jetzt wird es wohl bald weitergehen«, meint der Chef und ist sehr optimistisch.

Er liegt mit seiner Meinung aber schwer daneben. Aus dem Brückenkopf gibt es keinen Weg mehr nach vorn. Die einstmals angestrebte Verbindungsaufnahme mit den finnischen Streitkräften am Swir kommt hier nicht zustande. Die Kräfte sind fast erschöpft, Ausfälle können nur ungenügend und verspätet aufgefüllt werden.

Anfang Oktober wird es in den Nächten schon kalt, sogar einige Grad unter Null. Mit alten Decken und Putzlumpen müssen die Motoren und Kühler der Fahrzeuge eingepackt werden, denn Frostschutzmittel gibt es nicht. Da helfen auch keine Beziehungen. Es ist nichts da, und alle Anforderungen werden abschlägig beschieden.

Am 8. Oktober werden wir abgelöst und herausgezogen. Gerüchte wollen von einer besonderen Verwendung der gesamten 20. ID (mot) wissen. Im Mot.-Marsch geht es in den Raum Ljuban zurück.

In einem kleinen Nest wird untergezogen, Fahrzeuge abgestellt und getarnt. Um Frostschäden zu vermeiden, wird das Kühlwasser in Kanister abgelassen und in den Unterkünften abgestellt.

Der Bestand an Krädern ist infolge von Mangel an Ersatzteilen rapide gesunken. Hauptsächlich sind die Motoren defekt. Die nichtbetriebsbereiten Maschinen sind auf einigen Fahrzeugen verstaut. Die dadurch freigewordenen Fahrer sind den Zügen zugeteilt, um die Grabenstärke zu erhöhen.

Jede Nacht erscheint die »Nähmaschine«. Das ist ein leichter feindlicher Aufklärer (Doppeldecker) vom Typ U 2 und ist ein rechter Störenfried. Von den Landsern wird diese Maschine auch »Rollbahnkrähe«, »Nervensäge«, oder wegen der Pünktlichkeit des Erscheinens »UvD« (Unteroffizier vom Dienst) genannt. Im allgemeinen ist es ein unheimlich anhänglicher Vogel, den die Landser verfluchen.

Die Maschine tuckert immer zur gleichen Zeit ruhig und gemächlich über Dörfer, Straßen und Unterziehräume. Sie wirft dabei Leuchtfallschirme, kleine Bomben, ja sogar Eisenstücke, Feldsteine und Brandflaschen ab. Der Beobachter schießt manchmal mit einer Pistole oder Maschinenpistole in die Häuser. Wenn der Pilot den Motor abstellt, ist es Zeit in Deckung zu sausen. Im Gleitflug schwebt die Maschine dann lautlos nieder, die kleinen Bomben fallen, Schüsse zerreißen die Nacht. Dann springt der Motor wieder an, und die »Krähe« verschwindet.

Manchmal gibt es auch Schaden am Gerät, werden Soldaten verwundet oder getötet. Häuser gehen in Flammen auf, aber im ganzen gesehen, sind die Schäden gering. Allerdings tragen diese nächtlichen Belästigungen Unruhe ins Hinterland, und

das soll auch der Zweck sein.

Nur wenige Tage dauert die Auffrischung. Es sind die letzten ruhigen Tage vor dem letzten großen Angriff und Vorstoß im Bereich der Heeresgruppe Nord.

»Alles auf – Kaffeeholer zur Feldküche!«

Der Spieß persönlich scheucht alles auf die Beine. Es ist der 16. Oktober und die Zeit der Auffrischung vorbei.

»Hat der Spieß tatsächlich »Kaffeeholer« gesagt? – Das ist doch ein starkes Stück, diese Brühe mit diesem hochtrabenden Namen zu versehen.«

»Quassel nicht so viel! Nimm die Kochgeschirre und schwirr ab zur Feldküche, denn du bist dran.«

Die Stimmung ist an diesem Morgen nicht sehr gut. Es ist ziemlich kalt und ungemütlich außerhalb der Unterkünfte. Die Aussicht, wieder Tage der Plackerei und Entbehrungen vor sich zu haben, drückt aufs Gemüt. Noch weiß niemand so richtig, was los ist. Es steht nur fest, daß es weitergeht. Der Befehl ist am Vorabend eingetroffen, aber der Chef hat ihn noch nicht bekanntgegeben.

Eine halbe Stunde nach dem Wecken ist Befehlsausgabe an die Zug- und Gruppenführer. Oberleutnant Piener muß schon früher aufgestanden sein. Aufgeräumt begrüßt er die mißmutigen Unterführer.

»Es geht wieder los, meine Herren. Das XXXIX. Panzerkorps, bestehend aus der 8. und 12. Panzerdivision sowie der 18. und 20. Infanteriedivision unter dem Kommando von General Schmidt hat den Auftrag, über den Wolchow vorzustoßen, Tichwin zu nehmen und von dort aus Verbindung mit den Finnen aufzunehmen. Wenn das gelingt, ist Leningrad vollkommen eingeschlossen.«

Der Chef gibt detaillierte Befehle und setzt den Zeitpunkt des Abmarsches auf acht Uhr fest. Da ist noch eine Stunde Zeit zur Unterrichtung, zum Frühstück und verladen des

Gepäcks.

Tschudowo wird erreicht, und es geht weiter in Richtung Osten. Auf einer guten Kopfsteinpflasterstraße geht es bis zum Wolchow, der über die Pontonbrücke bei Grusino überquert wird. Keine Zeit, um das ehemalige Zarenschloß zu besichtigen. An den das Tor bewachenden steinernen Löwen vorbei, fährt die Kolonne in Richtung Oskuj weiter. Es setzt leichter Schneefall ein, und das Fahren wird schwieriger.

Bald ist das große Wald- und Sumpfggebiet, die wegearme nordrussische Taiga, nordwestlich von Oskuj erreicht. Am Wegerand ist ein abgesackter T 34 zu sehen. Er ist in ein Sumpfloch gefallen, nur der Turm mit der Kanone ist noch zu sehen. Ein mehr als deutliches Zeichen, nicht von den Wegen abzuweichen.

An einem Lastwagen bricht die Antriebsachse. Fluchend macht sich der Instandsetzungstrupp an die Arbeit. Mit klammen Händen wird der Schaden behoben, und erst als die Dämmerung über das Land fällt, kann der I-Trupp der vorausgefahrenen Kompanie folgen.

Nach einigem Suchen wird der Troß gefunden, er ist in Budogotsch untergezogen. In einem kleinen Haus richtet sich die Schirrmeisterei ein. Zwei alte Leute hausen noch darin, aber das ist uns gleich. Die Hauptsache ist, daß es warm und trocken ist. Ungeziefer gibt es auch, aber das wird erst in der Nacht festgestellt.

»Ich bringe den Kaffee, Herr Oberfeldwebel!« Mein Fahrer stellt das Kochgeschirr auf den wackligen Tisch und beginnt den Brotkanten zu zerkleinern. Das Stück Brot, das für uns beide reichen soll, ist schon ziemlich hart und von minderer Qualität.

»Margarine haben wir ja nicht mehr, aber ich habe noch ein Stück Kunsthonig. Das muß reichen.«

»Besser als gar nichts, Herr Oberfeld ...« Ploher schweigt plötzlich und sieht mich erschreckt an.

Schüsse, Flugmotorenlärm, Bombeneinschläge. Die Erde zittert, und die Fenster unserer Unterkunft, die zur Ortsmitte weisen, fliegen klirrend aus dem Rahmen. Eine Staffel feindlicher Kampfmaschinen ist im Tiefflug herangekommen und greift den Ort an. Laute Rufe dringen durch den Lärm und geben Alarm, der zu dieser Zeit schon überflüssig ist, weil alles bereits in Bewegung ist.

»Los – raus hier!« Der Tisch kippt um, scheppernd fällt das Kochgeschirr zu Boden.

Wir rennen zur Tür und stürzen nach draußen. Hinter uns kommen die alten Leute heraus, rennen weg. Ich sehe eine Maschine im Tiefflug genau auf uns zukommen. Auseinanderspringen und in Deckung hechten ist eins. Das scharfe Stakkato der hämmernden Bordwaffen tönt durch den Lärm der heulenden Flugmotoren. Geschosse fetzen in das Unterkunftsgebäude und reißen das Dach auseinander. Mauerbrocken fliegen durch die Luft.

Überall springen Soldaten, und auch einige Zivilisten, aus den Häusern und rennen in Deckung. Ein ganzes Gebäude wird von einer Bombe getroffen, fällt in sich zusammen. Ein qualmender Trümmerhaufen ist da, wo eben noch ein Haus war. Irgendwo brennt ein Lagerschuppen, und dichter Rauch zieht über den Dächern dahin.

Ein Maschinengewehr beginnt zu feuern. Nach einem weiteren Anflug schweigt es wieder. Immer wieder kurven die Maschinen zum Angriff ein, jagen Geschoßgarben in die qualmenden Trümmerhaufen, lassen leichte Bomben fallen.

Nach einer Viertelstunde ist der Spuk vorüber. Die Flugzeuge drehen ab, das Motorengeräusch verklingt in der Ferne.

Ungläubig, dieses Inferno heil überstanden zu haben, stehen die Landser auf und klopfen den Dreck von den Uniformen. Der brennende Lagerschuppen fällt in einer funkensprühenden Lohe zusammen.

»Alles hier sammeln!« Leutnant Mertens Ruf reißt die Männer in die Wirklichkeit zurück.

Von überall kommen sie herbei und werden eingesetzt, zwischen den Trümmern nach Verschütteten zu suchen. Ich gehe zu dem Haus, in dem der Spieß die Schreibstube eingerichtet hat.

Beim Näherkommen tritt der Spieß vor die Tür. Er ist sehr verstört. »Erwin ist gefallen!« sagt er niedergeschlagen.

Feldwebel Erwin Pürsch gehörte lange Jahre zum Stamm der Kompanie. Sein Weg endete in diesem gottverlassenen Nest fern der Heimat. Ein Bombensplitter hatte die Holzwand des Hauses durchschlagen und ihn tödlich am Kopf getroffen. Außer dem Feldwebel waren acht Verwundete, davon drei schwer, zu beklagen. Auch unter den Zivilisten hatte es Verluste gegeben. Die zwei alten Leute, die in unserem Haus gewohnt hatten, kamen auch nicht mehr wieder. Sie wurden etwas später von ihren Landsleuten gefunden, beide tot.

In der folgenden Zeit geht es langsam weiter. In Ustje wird der Nachschubpunkt eingerichtet. Auch die Feldküche hat hier ihren Standort. Der Gefechtsstand und die Stellung ist etwa zwei Kilometer entfernt. Ein Trampelpfad führt durch Kusselgelände und Wald vor zur Kompanie. Auf diesem Weg liegt fast immer feindliches Störfeuer, was besonders den Essenholern zu schaffen macht. Es ist ein Glück, daß dieser Weg vom Feind nicht einzusehen ist. Der Russe kann nur nach Karte schießen, und das ist eigentlich Munitionsverschwendung.

Bunker, Gräben und Maschinengewehrstellungen werden geschantzt. Weiter hinten richten sich die Granatwerfer ein. Holz steht reichlich zur Verfügung. Besonders die Decken der Bunker, die gleichzeitig als Unterkunft dienen, werden aus mehreren Lagen dicker Baumstämme gebaut und sind dadurch weitgehend beschußsicher.

Es wird zunehmend kälter, und an ein weiteres Vorgehen ist

nicht zu denken. Es fehlen die Reserven, und der Feind hat starke Kräfte zur Abwehr bereitgestellt. Unter diesen Umständen ist er im Vorteil, und es wäre Wahnsinn, hier noch große Erfolge erreichen zu wollen. Es geht nun fast nur noch darum, heil über den Winter zu kommen.

Die Soldaten sind froh, über eine gut ausgebaute Waldstellung zu verfügen. Sie sind zuversichtlich, hier den Winter gut überstehen zu können. Die Versorgung wird mit Schlitten und Panjepferden durchgeführt. Unsere Lastwagen sind unter diesen Witterungsbedingungen nicht zu gebrauchen.

Nach heftigen und verlustreichen Kämpfen wird Tichwin von der 12. Panzerdivision und der 18. Infanteriedivision (mot.) genommen.

Die Feldzeitung »Von der Maß bis an die Memel« meldet: »Tichwin überraschend erobert. Gesamtzahl der Gefangenen im Osten auf 3.632.000 erhöht«. Das ist schon eine imponierende Zahl, über dreieinhalb Millionen!

Aber auch im Raum Tichwin erstarrt die Front. Die Verbindung zu den Finnen im Norden kommt nicht zustande. Damit ist eine vollständige Einschließung von Leningrad nicht gelungen. Wenn auch unzulänglich, kann die Stadt über den Ladogasee versorgt werden.

Die Temperaturen fallen weiter. 35 bis 40 Grad unter Null sind keine Seltenheit. Moore, Seen und Flüsse frieren zu, bilden keine Hindernisse mehr. Die Ausfälle, besonders durch Frost, nehmen beunruhigend zu.

Von Frankreich kommend, trifft eine pferdebespannte Infanteriedivision ein. Ohne Eingewöhnung kommen Menschen und Tiere aus dem relativ warmen Klima Frankreichs in die russische Eiswüste. Sie sind arm dran.

Dagegen geht es uns direkt gut, wenn es auch an Winterkleidung mangelt. Aber Brennholz gibt es mehr als genug, und die kleinen Öfen halten die Unterkunftsbunker warm. Abgesehen von vereinzelten Späh- und Stoßtrupp-



unternehmen gibt der Feind Ruhe, und die können wir gebrauchen.

Beim Versuch, den Wagen des Chefs durch einen Lastwagen anzuschleppen, rutscht dieser infolge der Schneeglätte eine Böschung hinunter und überschlägt sich. Der Cheffahrer wird vom umstürzenden Wagen erschlagen. Weil der Unfall unmittelbar im Frontgebiet passierte, machte der Chef eine Gefallenenbenachrichtigung.

Vom Bataillon kommt der Befehl, einen Stoßtrupp loszuschicken mit dem Ziel, in die feindliche Stellung einzubrechen, Unterkünfte zu zerstören und Gefangene einzubringen. Durch die Aussagen der Gefangenen will man sich ein Bild vom Feind machen. Der Auftrag soll bei Nacht durch eine verstärkte Gruppe ausgeführt werden. Feldwebel Pommerenke von der Zugführerreserve wird als Stoßtruppführer eingeteilt. Das Bataillon stellt dafür zusätzliche Schneehemden zur Verfügung.

»Ich will Ihnen keine Vorschriften machen, wie der Auftrag auszuführen ist. Den Kommandeur und auch mich interessiert vor allen Dingen das Ergebnis. Wie Sie es erreichen ist Ihnen überlassen – Sie haben freie Hand. Morgen, nach Einbruch der Dunkelheit, ziehen Sie mit dem Stoßtrupp los zur Bergmannshöhe, und von dort starten Sie dann.«

Die »Bergmannshöhe« war eine gut ausgebaute Stellung auf einer kleinen Bodenerhebung. Eine Gruppe, geführt vom Unteroffizier von Bergmann, hielt sie besetzt. Sie war nach dem Unteroffizier benannt worden.

»Ich habe verstanden, Herr Oberleutnant, und es wird alles klargen.«

»Wenn es schiefgeht, geben Sie das verabredete Zeichen, und wir holen euch zurück.«

Als am nächsten Tag die Dunkelheit über das verschneite Land fällt, führt Feldwebel Pommerenke den Stoßtrupp zur

Bergmannshöhe.

Der Annäherungsweg ist vom Feind nicht einzusehen. Die Gefahr einer vorzeitigen Entdeckung mit allen resultierenden Folgen, besteht also nicht. Obwohl der Schnee die Dunkelheit erhellt, sind die Männer in den übergeworfenen Schneehemden kaum auszumachen.

Unteroffizier von Bergmann nimmt den Stoßtrupp in Empfang, wechselt ein paar scherzhafte Worte mit dem Feldwebel. Alle quetschen sich in die zwei Unterkunftsbunker. Vor der Stellung liegt eine große, freie Lichtung, an deren jenseitigen Rand der Feind in ausgebauten Stellungen sitzt. Die Entfernung beträgt etwas über 400 Meter. Die Stellungen und Bunker des Feindes liegen zwischen den Bäumen jenseits der Lichtung verstreut. Die Lage ist Pommerenke bekannt. Allerdings ist auch bekannt, daß vor den feindlichen Stellungen Minen liegen. Das ist ein Faktor, der nicht unterschätzt werden darf.

Kurz vor 22 Uhr verlassen vier Männer die »Bergmannshöhe« und gleiten über die Plane auf den Feind zu. Die Schneehemden machen sie fast unsichtbar. Ihre Waffen haben sie zurückgelassen, sie würden nur hindern. Sie kennen sich ganz genau aus im Umgang mit sowjetischen Minen. Lautlos suchen sie die Minen und entschärfen sie. Es sind einfache Kastenminen, und weil der Boden gefroren ist, liegen die Sprengkörper im oder auf dem Schnee. Das macht die gefährliche Arbeit bedeutend leichter.

Die feindlichen Feldposten merken gar nicht, was vor ihrer Stellung vor sich geht. Sie rauchen, lachen, erzählen sich offensichtlich Witze. Der Truppführer beobachtet aufmerksam die Feldpostenstellung, während seine Männer eine schmale Gasse frei machen. Ohne Schwierigkeiten kehrt der Räumtrupp um Mitternacht zurück. Sie haben eine schmale Gasse durch den Minengürtel geräumt.

Feldwebel Pommerenke bringt seinen Stoßtrupp auf die

Beine. Einige Minuten später schleichen sie auf den Feind zu. Auf ein Zeichen des Feldwebels bleiben die Landser regungslos liegen. Nur er selbst und ein Gefreiter gleiten weiter auf den Feldpostenstand zu.

Kaltblütig schleichen sie die Russen an, die in ein Gespräch vertieft sind. Ihre Stimmen sind deutlich zu hören. Es ist eben in jeder Armee dasselbe, denkt der Feldwebel. Wenn die »Blindgänger« aufpassen sollen, dann schwätzen sie.

Plötzlich springt Pommerenke auf, macht einige lange Sätze, stürzt in die feindliche Stellung, ein Schlag, und lautlos sinkt der Rotarmist zu Boden. Der zweite Posten ist vor Schreck wie gelähmt. Der Gefreite schlägt ihn mit dem Feldspaten nieder. Dann folgt er schnell dem Feldwebel, der mit großen Sätzen auf einen Bunker zustürmt.

Noch ist kein Schuß gefallen, und der Feind scheint die drohende Gefahr noch nicht erkannt zu haben. Die Russen scheinen tatsächlich alle zu schlafen. An einer unbesetzten Maschinengewehrstellung vorbei stürmt der ganze Haufen. Vor den keuchenden Männern liegt ein Holzbunker, und auf diesen laufen sie zu. Der Bunker ist fast erreicht, als ein Schuß die Stille zerreißt. Neben dem Feldwebel klatscht ein Geschöß in einen Baumstamm. Ohne zu verharren, springt er auf die Tür zu und wirft sich dagegen. Splitternd fliegt die Tür auf, Pommerenke landet etwas unsanft auf dem festgestampften Boden. Blitzschnell wirft er sich zur Seite. Schemenhaft nimmt er einige Schatten wahr, die von ihren Ruhelagern aufspringen. Aus den Augenwinkeln sieht er die Landser der Gruppe in den Bunker drängen.

»Ruki werch! (Hände hoch!)« schreit der Feldwebel.

Ein Schatten huscht heran. Das Rohr der Maschinenpistole bohrt sich in den Bauch eines vorwitzigen Russen, der die Hände nicht hochnehmen wollte. Mit einem Schmerzenslaut sackt er zu Boden. Draußen fallen Schüsse in schneller Reihenfolge.

»Schnappt euch die Russen und nichts wie weg! – Ahn, Wilhelm und Steher bleiben bei mir.«

»Vorsicht Handgranate!« schreit jemand.

»Raus – los!«

Wie der Blitz sind die Männer draußen. Zwei Russen zerren sie mit sich. Keinen Augenblick zu früh, denn die Handgranate geht los. Im Bunker hat sie eine verheerende Wirkung. Während sich die übrigen mit den gefangenen Russen absetzen – was in diesem Durcheinander nicht besonders schwierig ist – bringen der Feldwebel und die drei Soldaten den Feind vollkommen aus dem Konzept. Sie springen umher, werfen Handgranaten in die Stellungen und Bunker, schießen in die herumlaufenden Feindgruppen.

»Das reicht – weg von hier!«

Zusammen laufen sie hinter den anderen her, passieren die Gasse im Minenriegel, werden auf der Plane vom Feuer des Feindes niedergehalten.

Da greift die Gruppe auf der »Bergmannshöhe« in den Kampf ein. Mit allen Waffen überschießen sie die Kameraden, zwingen den Feind in Deckung, geben Feuerschutz.

Unter diesem Schirm gelingt dem Stoßtrupp die Rückkehr zum Ausgangspunkt ohne Verluste. Drei Gefangene sind die Ausbeute, denn einen haben sie noch beim Rückzug erwischt. Der Stoßtrupp marschiert sofort weiter.

Wahrscheinlich aus Wut über den geglückten Überfall greift der Feind im Morgengrauen die »Bergmannshöhe« an. Er startet mehrere Angriffe, alle werden abgewiesen, aber Unteroffizier von Bergmann fällt bei der Abwehr.

Rückschläge treten ein.

Der Feind führt heftige Angriffe gegen die Flanke der Division im Südwesten. Am 9. Dezember muß das fast eingeschlossene Tichwin aufgegeben werden. Der Feinddruck ist zu groß geworden. Sechs sowjetische Divisionen rennen an.

Die Verpflegungslage ist denkbar schlecht. Das Brot ist ein Eisklumpen. Fleisch gibt es nur noch von Pferden. Neben manchen Unterkünften liegen große gefrorene Pferdefleischstücke, die je nach Bedarf mit einem Beil zerkleinert werden. Es herrscht auch ein großer Mangel an Salz.

Niemand gibt sich noch Illusionen hin. Lange können die augenblicklichen Linien nicht gehalten werden. Dieser Zeitpunkt wird bald erreicht sein.

Die 5. Kompanie erhält den Befehl, die hervorragend ausgebaute Waldstellung aufzugeben und weiter westlich einen neuen Geländeabschnitt zu besetzen. Verteidigungslinie bildet ein kleiner Fluß.

Wieder beginnt die alte, von allen Landsern verfluchte Tätigkeit des Schanzens und Stellungsbaues. Es ist kaum in die Erde zu kommen. Nur mit Hilfe von Handgranaten und Sprengladungen können Stellungen in die Erde getrieben werden. Große Feuer werden angezündet, um den Erdboden aufzutauen und die aufgetaute Erde dann wegzuschaufeln. Es ist ein sehr mühsames Geschäft. Unter den darübergebreiteten Zeltbahnen hocken die Landser und zittern. Mühselig wird versucht, wenigstens einen Unterkunftsbunker zu bauen, sonst gehen noch alle vor die Hunde. An Material dafür hapert es nicht. Der Baustoff Holz ist in Masse vorhanden.

Am 23. Dezember sind der Spieß und ich vorn beim Chef, um die Weihnachtsvorbereitungen zu besprechen. Viel gibt es da nicht zu besprechen. Der Nachschub an Marketenderwaren hat uns noch nicht erreicht, und dann hat der Chef auch andere Sorgen. Er sagt:

»Vor knapp zwei Stunden fuhr 500 Meter vor uns auf der anderen Seite eine feindliche Panzerkolonne vorbei in Richtung Westen. Es waren 17 Panzer, darunter KW I und II sowie einige T 34. Wenn die Brüder uns gesehen hätten, wäre es uns schlecht ergangen. Es gibt keine Pak und keine Artillerie mehr in dieser Gegend, alles ist abgezogen. Wir haben nach

links und rechts auch keinen Anschluß, wir hängen vollkommen in der Luft. Es ist wie mit der Loreley: ›Ich weiß nicht, was soll es bedeuten‹. Der Kommandeur meint, wir sollen noch etwas ausharren, bis die Lage geklärt ist. Das kann Tage dauern.«

»Das ist ja gegen jede Vernunft!«

»Das weiß ich, aber es ist nun mal so. – Sind unsere Fahrzeuge alle einsatzbereit, um die Kurve zu kratzen, falls es notwendig wird?«

Die Frage wird zufriedenstellend beantwortet. In weiser Voraussicht werden im Unterziehraum die Fahrzeuge abfahrbereit gemacht. Das Gepäck wird bereitgelegt zum schnellen Aufladen. Als die Dämmerung hereinbricht, ist der Zustand noch derselbe. Kein Befehl, keine Vorausinformation, nichts.

»In diesem verlassenem Winkel der Erde wollte ich gerade auch nicht Weihnachten begehen. Der Winter und die Kälte machen uns doch sehr zu schaffen, und nicht nur uns. Allerdings sind die Russen etwas im Vorteil, sie halten mehr aus. Manchmal werden ja wahre Wunderdinge erzählt, über das Durchstehvermögen.« Hauptfeldwebel Webert fischt einen brennenden Holzspan aus dem Ofen und entzündet den Machorka (Tabak) in seiner Pfeife. Er ist russischer Herkunft, Webert hatte ihn einem gefallenem Russen abgenommen. »Hoffentlich können wir hier überhaupt noch Weihnachten feiern. Was der Chef da von sich gab, war nicht sehr beruhigend«, antworte ich.

Wir sitzen im warmen Keller eines zerstörten Hauses, in dem der Spieß mit seiner Schreibstube untergezogen ist.

Gegen 20 Uhr stolpert der Chef die Treppe herunter. Er scheint sauer zu sein und blickt uns böse an.

»Ihr sitzt hier seelenruhig herum und qualmt die Bude voll. Es ist höchste Zeit, daß wir abhauen. Wir sind die letzte Truppe, hinter uns ist nur noch der Iwan. Aber er folgt nur

zögernd nach, scheint der Sache nicht zu trauen. Das gibt uns Zeit zum geordneten Absetzen. – Lassen Sie sofort alle Fahrzeuge auf der Straße in Fahrtrichtung Westen auffahren.«

»Wir haben aber keinen Kampflärm gehört, Herr Oberleutnant.«

»Wir leisten keinen Widerstand, der wäre zwecklos. Wir setzen uns unbemerkt ab.«

Gott sei Dank springen die Motoren fast alle an, nur drei Fahrzeuge müssen abgeschleppt werden. Erst wenn die Motoren richtig rund laufen, wird vorsichtig das Kühlwasser eingefüllt. Wenige Minuten später stehen alle Fahrzeuge mit leerlaufenden Motoren abmarschbereit.

So wie die Gruppen und Züge eintreffen, sitzen die Landser auf, wickeln sich in die Zeltplanen, versuchen sich warm zu halten. Auch das Gepäck ist inzwischen verladen worden. Als alles heran ist, befiehlt der Chef den Abmarsch. Vom Feind ist noch nichts zu sehen. Mit Tarnbeleuchtung verschwinden die Fahrzeuge in der hellen, aber kalten Winternacht.

Am Straßenrand stehen viele ausgefallene und verlassene deutsche Fahrzeuge. Noch nie zuvor hatten die Landser ein derartiges Chaos auf deutscher Seite gesehen. Bisher hatten sie nur zurückgelassenes feindliches Material in diesem Ausmaß an den Straßenrändern gesehen.

Ein unbehagliches Gefühl breitet sich aus. Hätte nicht ein Teil dieses Materials gerettet werden können? Es herrscht doch schon ein so großer Mangel.

Die Fahrt ist etwas unheimlich. Es scheint durch ein menschenleeres Gebiet zu gehen. Weder Deutsche noch Russen werden angetroffen.

Erst einige Kilometer nördlich Grusino ist Kampflärm zu hören, wird der Himmel von Leuchtmitteln und Abschußblitzen erhellt. Dort versucht der Feind mit allen Kräften den Wolchowübergang zu verhindern. Wenn die Kriegsbrücke in die Hand des Feindes fällt, ist für alle

Einheiten östlich des Wolchows der Ofen aus.

Aber der Brückenkopf hält. Alle Verbände und Einheiten können ohne Behinderungen die Kriegsbrücke in westlicher Richtung überqueren. Über Tschudowo, Nowgorod, Shimsk, wird in den frühen Morgenstunden des 24. Dezember das Dorf Podberesje, etwa 30 Kilometer nordostwärts von Nowgorod, erreicht.

Der Spieß war schon vorgefahren, hatte Quartier gemacht, und teilt die Unterkünfte zu. Steif, frierend und furchtbar fluchend steigen die Landser ab, springen wie irr umher, um die Durchblutung anzuregen. Trotzdem sind alle froh, das Tichwin-Abenteuer heil überstanden zu haben.

Allerdings ist der Beute-Ford verloren gegangen. Darauf hatte der Spieß seine Schreibstube verladen. Auch der Fahrer, der Obergefreite Arns und der Beifahrer, Obergefreiter Roth, fehlen. Eine Befragung ergibt, daß sie zuletzt in Tschudowo gesehen wurden, als sie einen Radwechsel vornahmen. Weil Radwechsel ein ganz normaler Vorgang war, hatte niemand besondere Notiz davon genommen.

Die Stunden vergehen, und der Spieß wird unruhig. Obergefreiter Roth ist sein erster Schreiber.

Die Landser liegen in den Quartieren und schlafen. Obwohl auch hundemüde, kann der Spieß keine Ruhe finden.

Endlich, es ist inzwischen fast Mittag geworden, melden sich die beiden Vermißten zurück, allerdings ohne Fahrzeug. Dessen Motor hatte unterwegs den Geist aufgegeben. Sie hatten die wichtigsten Akten in einen Sack verpackt, das Fahrzeug stehen gelassen und waren als Anhalter angekommen. Es gibt ein tolles Donnerwetter, besonders wegen des Wagens, aber was soll das alles. Es ist nicht zu ändern.

Gegen Abend fährt der Spieß zum Bataillon, kommt mit Post und Marketenderwaren zurück. Der Heiligabend ist nun doch noch gesichert. Die Zuteilungen reichen sogar aus, um nach



den Wochen der Schmalkost eine kleine Orgie zu feiern.

Der folgende Weihnachtstag dient der wohlverdienten Ruhe.

»Alarm! – Alle Unterführer zum Chef.«

Am Vormittag des zweiten Weihnachtstages wird die Kompanie alarmiert. Nördlich von Tschudowo ist der Feind durch die dünnen Linien gebrochen. Mit einer Gefechtsstärke von rund einhundert Soldaten geht die Kompanie bei 40 Grad Kälte auf den Marsch.

Am Bahndamm der Eisenbahn nach Kiritschi, etwa 15 Kilometer nord-ostwärts von Tschudowo, entsteht die neue HKL (Hauptkampflinie).

Als Reserve des XXXVIII. Armeekorps gehen wir in die Bereitstellung. Die Fahrzeuge kehren nach Podberesje zurück, wo der Troß zurückgeblieben war.

Es folgen furchtbare Tage.

Die Temperaturen sinken auf 45 bis 50 Grad unter Null. 80 Prozent der Kampfkompanie fallen durch Witterungseinflüsse aus. Der Frost bringt schwere Verluste. Ein Viertel davon können beim Troß behandelt werden, die meisten aber müssen zurückgebracht werden.

Beim Rest der Kompanie am Bahndamm sieht es traurig aus. Die Landser drängen sich in zwei Bunkern um die behelfsmäßigen Öfen. Nur ein Posten ist draußen, dieser wird in kurzen Zeitabständen abgelöst. Die Maschinengewehre hängen an der Bunkerdecke, um warm zu bleiben. In der Kälte würde es sonst Ladehemmungen geben, weil das Waffenöl für diese Temperaturen nicht geeignet ist und hart wird.

Die Landser sehen aus wie Russen. Sie tragen Pelzmützen, Steppbekleidung und Filztiefel, die den gefallenen Rotarmisten abgenommen worden waren. Die Ungezieferplage ist furchtbar. Alle haben Läuse, die besonders im warmen Bunker sehr lebendig werden.

Der Feind greift die neue Linie wiederholt mit frischen, gut

ausgerüsteten und ausgebildeten Schützen an. Wirkungsvoll unterstützt von der Artillerie können diese Angriffe abgewehrt werden. Der Russe muß blutige Verluste hinnehmen.

»Heute knackt es aber draußen. Ich glaube, so kalt war es noch nie.«

Feldwebel Kassel hält die geöffneten Hände über den Ofen. Er ist gerade von draußen in den Bunker gekommen. Er hatte einen Blick auf die Stellungen des Feindes geworfen, keine Veränderungen bemerkt. Der Krieg schien eingefroren zu sein. Das war auch gut so, denn die Grabenstärke der gesamten Kompanie beträgt zu diesem Zeitpunkt nur noch 15 Soldaten, einschließlich Chef.

Experten mögen sich streiten, ob der erste Rußlandwinter, Stalingrad oder Kursk die Kriegswende brachten – für die 5. Kompanie beginnt hier die Wende.

Nie mehr nach diesem Winter wurde die Kompanie wieder das, was sie einmal war. Wenn einmal ein »Alter« zurückkehrte, wurde er begrüßt wie ein verlorener Sohn, und die Freude war groß.

Die Tür des Bunkers wird aufgestoßen. Der Posten brüllt »Alarm!« und verschwindet wieder.

Draußen beginnt wildes Schießen. Die Männer im Bunker ziehen die Pelzmützen auf, schnappen die Waffen, hasten nach draußen in die Stellung. Der Maschinengewehrschütze reißt das Maschinengewehr aus der Halterung an der Bunkerdecke, schnappt mit der linken Hand einen Munitionskasten und schwirrt hinterher. Der Schütze zwei folgt dicht dahinter. Feldwebel Kassel ist schon draußen, jagt die herauskommenden Landser in die Verteidigungsstellungen am Bahndamm.

»Macht schon hin, der Iwan kommt!«

So ist es! Das ist allen klar, als sie einen Blick über den Stellungsrand werfen.

Ohne Vorbereitung durch schwere Waffen, ohne ein anderes Anzeigen, beginnt der Feind einen Angriff. Aus allen

feindlichen Gräben steigen Rotarmisten in weißen Schneehemden, rennen auf den Bahndamm zu. Das einsetzende Abwehrfeuer wirft sie in den Schnee. Der Angriff kommt ins Stocken, sie rennen zurück. In den Stellungen stehen Offiziere und jagen mit Waffengewalt die Schützen zurück in den Angriff.

Vor der deutschen Stellung türmen sich die Berge der Gefallenen. Die Maschinengewehre hämmern ununterbrochen, reißen riesige Löcher in die Angriffsreihen. Aber immer wieder werden die Löcher durch neue Rotarmisten gefüllt.

Der Druck auf die Verteidiger wird so stark, daß Einbrüche nur noch eine Frage der Zeit sein können. Da greift endlich die deutsche Artillerie ein, schießt ein mächtiges Sperrfeuer, zerschlägt die Angriffsreihen des Feindes.

Plötzlich tauchen beim Feind drei Panzer auf. Die Motorengeräusche sind durch den Kampflärm übertönt worden, und so wurde ihre Annäherung nicht bemerkt. Sie sind auf einmal auf dem Gefechtsfeld und rollen selbstmörderisch auf die deutschen Stellungen zu. Die Besatzungen müssen wahnsinnig sein, das Sperrfeuer überwinden zu wollen. Es kann nur als letzter, verzweifelter Versuch gewertet werden, den zusammengebrochenen Angriff neu zu beleben, eine Wende zu erzielen.

»Keine Angst, Leute, die kommen nicht weit!« ruft Kassel ermutigend den Landsern zu. »Die bleiben im Sperrfeuer liegen.«

Der Feldweibel hat fast recht, aber eben nur fast. Zwei Panzer werden von Volltreffern vernichtet. Die qualmenden Wracks stehen im Wald der von den Granaten aufgeworfenen Fontänen und verglühen. Ein Ausbooten der Besatzungen wurde nicht beobachtet.

Der dritte Panzer fährt weiter als sei nichts geschehen. Rund um den »Stahlsarg« schlagen Granaten ein, ohne ihn stoppen zu können. Entgegen aller Voraussicht, steht er dann vor dem

Bahndamm, hat das Sperrfeuer unterfahren. Mit seiner 7,62-cm-Kanone feuert er in eine Stellung, die kurz vorher von den Landsern verlassen wurde. Als kein Widerstand erfolgt, fährt er über die Gleise, bleibt unschlüssig stehen. Der Turm pendelt hin und her, ein Ziel suchend.

»Los, Panker, den nehmen wir uns vor!« Feldwebel Kassel hat schon eine Panzermine in der Hand, läuft geduckt durch einen Verbindungsgraben auf den Panzer zu. Unteroffizier Panker läuft hinterher. Seine Aufgabe ist es, Feuerschutz für den Panzernahkämpfer zu geben. Das alles war schon viele Male geübt worden, und es läuft wie am Schnürchen. Der Feldwebel weiß das, konzentriert sich nur auf die Vernichtung des Kampfwagens.

Im Schutze des Grabens kommt Kassel bis in den toten Blickwinkel des Panzers, wo er von der Besatzung nicht mehr gesehen werden kann.

Ohne Zögern springt er aus dem Graben, zieht den Verzögerungszünder der Mine ab, knallt sie auf den Motorraum. Mit einem mächtigen Satz taucht er im Graben unter. Auch Panker zieht den Kopf ein.

Da knallt es auch schon. Feuer und Rauch hüllen den Panzer ein, eine Feuersäule schießt in den Himmel. Die Turmluke fliegt auf, ein Rotarmist, offensichtlich der Kommandant, ballert mit einer Pistole in die Gegend. Ein Feuerstoß aus Pankers Maschinenpistole läßt ihn tot niedersinken.

Das ist das Ende des Angriffs. Nirgends ist ein Einbruch erzielt worden. Die eigenen Verluste sind gering. Das ist wichtig, denn in diesem Krieg der »armen Leute« stehen keine ausreichenden Reserven für die abgekämpften und durch Frostausfälle reduzierten Einheiten zur Verfügung. Überall ist das Hemd zu kurz. Sofern es die Lage zuläßt, werden immer zwei oder drei Mann herausgezogen und zum Troß geschickt, zum »Frischmachen« und zur Erholung.

Mitte Januar 1942. Mit dem Gefreiten Jansen als Fahrer, fahre ich von Tschudowo nach Podberesje, um dringend benötigte Dinge zu holen. Auf der Straße nach Süden ist es ruhig und – obwohl bereits dunkel – ist die Sicht infolge der Schneedecke gut.

Ein paar Kilometer nördlich Spasskaja-Polist liegen einige leblose Gestalten am Straßenrand. Die Waffen schußbereit in den Händen, nähern wir uns der Stelle. Den Motor hat der Fahrer nicht abgestellt.

Was wir finden sind sieben gefallene Rotarmisten. Weit und breit sind keine Menschen zu sehen, und es ist ein Rätsel, wie die Russen hierher gekommen sind. Schließlich ist das Hinterland. Die ganze Sache ist etwas unheimlich, und die Fahrt wird schnell fortgesetzt. Auch in den kleinen Dörfern, die durchfahren werden, ist kein Mensch zu sehen. Die Ursache soll uns erst am übernächsten Tag klarwerden.

Der Aufenthalt in Podberesje dauert einen Tag länger, weil Ersatz angekündigt ist, der nach vorn mitgenommen werden soll.

In der Frühe des übernächsten Tages wird dann die Rückfahrt angetreten. Auf der Ladefläche sind die zehn Landser verfrachtet, in Decken und Uniformstücke gehüllt. Es herrscht eine saumäßige Kälte von 50 Grad. In der Nacht hatte ein starker Wind Schneeverwehungen aufgeworfen. Immer wieder müssen die Männer absteigen, um den Lastwagen durch eine Schneewehe zu helfen, die Räder freizuschaufeln. Erst auf der Straße Shimsk-Nowgorod geht es besser voran.

Mittags wird Nowgorod erreicht. Am nördlichen Stadtrand, auf der Straße nach Tschudowo, ist eine Sperre errichtet. Feldgendarmen stoppen alle Fahrzeuge und weisen sie zurück.

»Wo wollt ihr hin?«

»Nach Tschudowo zu unserer Einheit!«

»Geht nicht! Zwei Orte an der Strecke sind vom Feind genommen worden. Ein Gegenstoß ist im Gange. Wann die

Straße wieder offen sein wird, weiß ich nicht.«

»Gibt es eine ausgeschilderte Umleitung?«

»Nein, die müßt ihr euch selbst suchen.« Der Feldwebel der Feldgendarmerie wendet sich einem anderen Fahrzeug zu.

Jansen fährt in eine Nebenstraße und hält an. Die Landser springen sofort von der Ladefläche und hüpfen wie wild herum. Die Kälte sitzt ihnen in den Knochen.

»Was machen wir nun, Herr Oberfeldwebel?«

»Weiß ich noch nicht. – Laß mal sehen.«

Das Studium der Karte zeigt verschiedene Möglichkeiten: Ganz nach Westen über Luga, dann nach Norden über Gatschina, und nach Südosten über Puschkin. Alles weite Umwege, die viel Zeit kosten.

Es gibt allerdings einen kürzeren Weg: Durch die Wolchow-Wälder nach Nordosten. Nach eingehender Prüfung aller Vor- und Nachteile wird der kürzere Weg gewählt.

Nach etwa 20 Kilometern Fahrt wird ein kleines Dorf erreicht, in dem eine Versorgungseinheit der Luftwaffe liegt. Willkommene Gelegenheit, um eine Pause einzulegen. Wärme, etwas zu essen, ein heißes Getränk wecken die Lebensgeister. Jansen kann sogar auftanken und bekommt noch zwei volle Kanister als Reserve. Über die Wegeverhältnisse allerdings können die Kameraden auch keine Auskunft geben, und die Karten sind auch gerade nicht erste Klasse.

Das riesige Waldgebiet nimmt den einzelnen Lastwagen wieder auf. Nach den Pripjet-Sümpfen ist dies das größte Wald- und Sumpfgebiet in Europa, durchzogen von kleinen Lichtungen, Schneisen, Waldwegen. Die Orientierung ist schwer. Es gibt viele Abzweigungen, Wegegabelungen, kleine Kreuzungen. Sie sind im Schnee kaum zu erkennen, weil keine Fahrspuren da sind.

Bei Beginn der Abenddämmerung taucht eine kleine Hütte auf. Etwas weiter entfernt stehen die Häuser und Katen eines kleinen Dorfes auf einer Lichtung. Wir halten und gehen

hinein.

Eine alte Frau kommt entgegen und sagt: »Woina plocha!« (Der Krieg ist schlecht!)

»Da, da, Babuschka, Woina plocha – Germanski Soldat karascho!« (Ja, ja, Großmütterchen, der Krieg ist schlecht, aber deutsche Soldaten sind gut.)

Jansen kümmert sich um den Lastwagen. Er wird auf einer Reisigunterlage abgestellt, damit die Reifen nicht anfrieren können. Die Landser holen von nahegelegenen Schobern Stroh und Heu herbei, packen damit den Lastwagen ein. Das Kühlwasser ist mit reichlich Kochbadflüssigkeit angereichert und muß nicht abgelassen werden. Diese Flüssigkeit stammt aus einer beschädigten Feldküche. Der Kessel war damit umgeben und verhinderte so das Anbrennen der Speisen. Stark glyzerinhaltig verhindert sie jetzt das Frieren des Kühlwassers.

»Babuschka« bekommt den Auftrag, heißes Wasser zu machen, damit der in den Feldflaschen gefrorene Kaffee aufgetaut werden kann. Das Brot der Marschverpflegung wird ebenfalls aufgetaut und geröstet. Nach der Wacheinteilung kehrt Ruhe ein. Die Neuen sind vollkommen bedient und reden kaum.

Schon vor dem Morgengrauen wird die Fahrt fortgesetzt. Die alte Frau bekommt ein halbes Brot und eine Rolle Drops. Mehr haben wir nicht.

Rasch wird es dann hell. Die tiefverschneiten, vor Frost knackenden Wälder wirken eher unheimlich. Hinter einer Biegung tritt Jansen hart auf die Bremse und bringt das Fahrzeug zum Stillstand. Am Wegesrand steht eine deutsche Lastwagenkolonne.

»Absteigen und Waffen freimachen!«

Es sind zwölf Fahrzeuge, verlassen und ausgeplündert. Von den Fahrern und Begleitern keine Spur. Die Lkw tragen keine taktischen Zeichen, sind ganz mit weißer Farbe angestrichen.

Was war hier geschehen? Die Kolonne mußte während eines

Halts überfallen worden sein. Das waren bestimmt die durchgebrochenen Russen gewesen. Es hatte zwar geheißen, der Feind hätte nur zwei Dörfer genommen und ein Gegenstoß sei im Gange. Es scheint aber doch etwas mehr zu sein. Vorsicht ist geboten.

Trotz aller Für und Wider wird die Fahrt fortgesetzt. Eine Umkehr ist nicht zu vertreten.

Gegen Mittag wird endlich der Rand des großen Waldes erreicht. Ein Ort und eine befahrene Rollbahn ist zu sehen. Wir haben Ljuban erreicht. Bald fahren wir in Tschudowo ein.

Die Freude ist groß, besonders über die Verstärkung. Allerdings müssen die Landser zuerst ins Feldlazarett zur Behandlung der Erfrierungen, die sie sich unterwegs zugezogen hatten. 180 Kilometer waren unter sehr schwierigen Bedingungen zurückgelegt worden. Unbewußt hatten wir den Beginn der Wolchow-Schlacht erlebt. Was war eigentlich geschehen?

Der Feind greift zunächst ohne Artillervorbereitung über den Wolchow an, und zwar an der Nahtstelle zwischen der 126. und 215. Infanteriedivision. Er bildet nordostwärts von Nowgorod einen Brückenkopf und bricht in die Hauptkampflinie ein.

Oberst Hoppe riegelt mit Teilen des Regiments den Einbruch ab, kann die alte Hauptkampflinie aber nicht wiederherstellen. Schon einen Tag später nimmt der Russe die Orte Jammno und Arefino. Die Lücke ist jetzt schon einige Kilometer breit, in die der Feind mit starken Kräften hineinstößt.

Die Straße Nowgorod-Tschudowo wird erreicht und unterbrochen. Ljubzy, Mjasnoj Bor, Mostki und Spasskaja Polist werden eingeschlossen. Wochenlang halten sich diese Orte im Rücken der durchgebrochenen Feindkräfte. Sie werden von den Soldaten der 126. ID verbissen verteidigt.

Am 24. Januar setzen die Sowjets zu einem Stoß in die Tiefe



der Wolchow-Wälder an. Es wird ein schmaler Schlauch nach Nordwesten gebildet, in den eine große Anzahl von Truppen eingeschleust wird. Der Stoß zielt zunächst auf Leningrad, ändert dann die Richtung auf die estnische Grenze. Der Schlauch ist aber zu schmal, die Flanken viel zu lang. Sie können nicht ausreichend gedeckt und gesichert werden.

Alle Versuche, den Schlauch zu verbreitern, führen zu schweren Verlusten. Tausende von Rotarmisten fallen, bleiben in den Wäldern einfach liegen.

General der Kavallerie Lindemann, Oberbefehlshaber der 18. Armee, erweist sich als ein wahrer Meister der Improvisation. Mit den vorhandenen Kräften bietet er dem Feind Paroli.

Die 5. Kompanie bleibt zunächst in der Stellung am Bahndamm, wird dann am Schlauch eingesetzt. Der neue Gefechtsstand ist gut mit Panjeschlitten zu erreichen. In der Nähe steht ein defekter Stabs-Motorschlitten der Sowjets. Oberleutnant Piener hätte das Ding gerne eingesetzt, aber die Mechaniker der Kompanie können es nicht in Gang bringen.

Die Landser liegen in teilweise zerstörten Holzbunkern, die von Rotarmisten gebaut worden waren. An den Bau von Erdbunkern ist nicht zu denken. Die vorhandenen Bunker, oder was davon noch übrig ist, werden durch Baumstämme verstärkt. Das Stellungssystem liegt um eine kleine Lichtung und erstreckt sich etwas entlang einer Schneise.

An einem Vormittag greifen drei Flugzeuge den Verteidigungsraum der Kompanie an. In Reihe und mit geringem Abstand fliegen sie die Schneise entlang. Die erste Maschine läßt Bomben fallen. Die folgende Maschine schafft es noch, aber die dritte fliegt in die hochgeschleuderten Schnee- und Dreckfontänen, stürzt ab und verbrennt.

»Diese blöden Iwans – so etwas gibt's doch gar nicht. Die vernichten sich schon selber« tönt es aus Landserkehlen.

Mit Beginn der Schlammperiode werden alle Wege und Pfade grundlos.

Für Panjewagen und Schlitten ist die Zeit vorbei. Es werden Tragtierkolonnen zusammengestellt, die den Nachschub aufrecht erhalten.

Die Hauptlast liegt nun auf dem »Wolchow-Express«. Diese Feldbahn muß Soldaten, Munition, Verpflegung und die vielen anderen Dinge befördern. Von den Haltepunkten gehen strahlenförmig kleine Knüppeldämme zu den Stellungen. Von diesen Punkten aus muß alles getragen werden.

Die Wege haben sich in »Wasserstraßen« verwandelt. Jeder Schritt muß erst mit einem Stock abgetastet werden, um der Gefahr zu entgehen, in Bomben- oder Granattrichtern zu versinken. Das ist die Geburtsstunde des legendären »Wolchow-Knüppel«.

General Wlassow übernimmt das Kommando über die feindlichen Truppen im Wolchow-Gebiet. Trotz energischer Bemühungen kann er die Lage nicht verbessern, kann das hereinbrechende Unheil nicht abwenden. Die in den Wäldern sitzende Stoßarmee wird eingekesselt.

Nach heftigen Kämpfen gelingt es den Sowjets noch einmal, einen Schlauch in den Kessel zu öffnen. Dieser ist aber gefährlich schmal, nur drei Kilometer breit. Mit Hochdruck bauen die Russen zwei Feldbahnen, um den Kessel zu versorgen, zu verstärken. Verzweifelte Versuche, den Schlauch zu verbreitern, schlagen fehl.

In einem kraftvoll geführten Angriff zerschlagen die deutschen Kampfgruppen die sowjetischen Anstrengungen. Am 31. Mai wird der Kessel zum zweiten, endgültigen Mal geschlossen. Das Schicksal des Feindes ist besiegelt.

Die Wälder sind grün geworden. Wie große Gewitterwolken, die den Himmel verdunkeln, schwirren Mückenschwärme über den Sümpfen, quälen die leidgeprüften Landser nun auch noch. Nichts hilft gegen die Plage, weder Handschuhe noch

Mückenschleier. Diese Biester finden immer wieder einen Weg zur Nahrungsquelle. Zu dieser Plage kommt ein fast unerträglicher, Übelkeit verursachender Leichengeruch von den unzähligen Gefallenen, die in den Wäldern und Sümpfen verwesen.

Ein letzter verzweifelter Ausbruchversuch wird mit Unterstützung von Sturzkampffliegern abgewiesen. Der Kessel wird aufgespalten, das Ende kommt.

Zu Hunderten und Tausenden, sehr viele verwundet, kommen die russischen Soldaten aus den Verstecken und ergeben sich. Die meisten sind halbverhungert, haben kaum noch Menschenähnlichkeit.

Am 27. Juni ist alles vorbei. 21 feindliche Großverbände sind zerschlagen.

Die Frontzeitung vom Dienstag, 30. Juni 1942 meldet: »Die Entsetzungsversuche Leningrads sind gescheitert. Wolchow-Schlacht beendet. 33.000 Gefangene, 649 Geschütze und 171 Panzer erbeutet oder vernichtet!«

Trotz intensiver Suche wird General Wlassow nicht gefunden.

Erst einige Wochen später wird er, nach einem Hinweis, in einer Bauernhütte aufgespürt und gefangengenommen.

Während der furchtbaren Zeit ist er ein Todfeind Stalins geworden, bietet den Deutschen seine Dienste an. Er wird Organisator und Befehlshaber der sogenannten Wlassow-Armee, die auf der Seite der Wehrmacht kämpft.

Stalins Rache folgt nach dem Krieg. In Moskau wird Wlassow zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Es beginnt das große Sammeln und Zurückführen. Teileinheiten und Einheiten verlassen die Kampfgruppen und kehren zu ihren Verbänden zurück. Nach dieser Zeit der Bewährung, der schweren Strapazen, Zeit der immer wieder bewiesenen Kameradschaft, wird Oberleutnant Piener versetzt.

Ein Offizier ohne »Halsschmerzen«<sup>\*</sup>, dem immer das Wohl der ihm anvertrauten Soldaten am Herzen lag.

Unter seiner Führung vom 22. Juni 1941 bis zur Versetzung, hielten sich die Verluste der Kompanie durch Feindeinwirkung, trotz schwerer Einsätze an der Newa, an der Tschernaja, bei Tichwin, Tschudowo und im Wolchow-Gebiet in Grenzen.

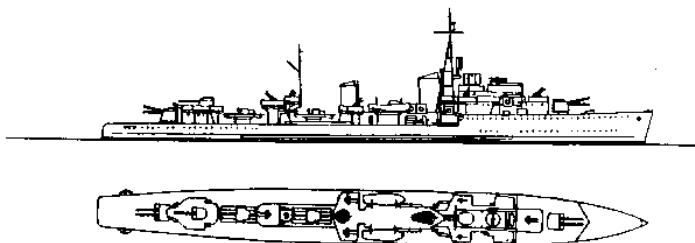
Piener fiel als Hauptmann und Kommandeur des I. Bataillons unseres Regiments im Winter 1942/43 in den schweren Kämpfen um Welikije Luki.

**ENDE**

---

<sup>\*</sup> Streben nach Orden. Gemeint war das Ritterkreuz, weil es um den Hals getragen wurde

## Zerstörer ZH 1 ex GERARD CALLENBURGH



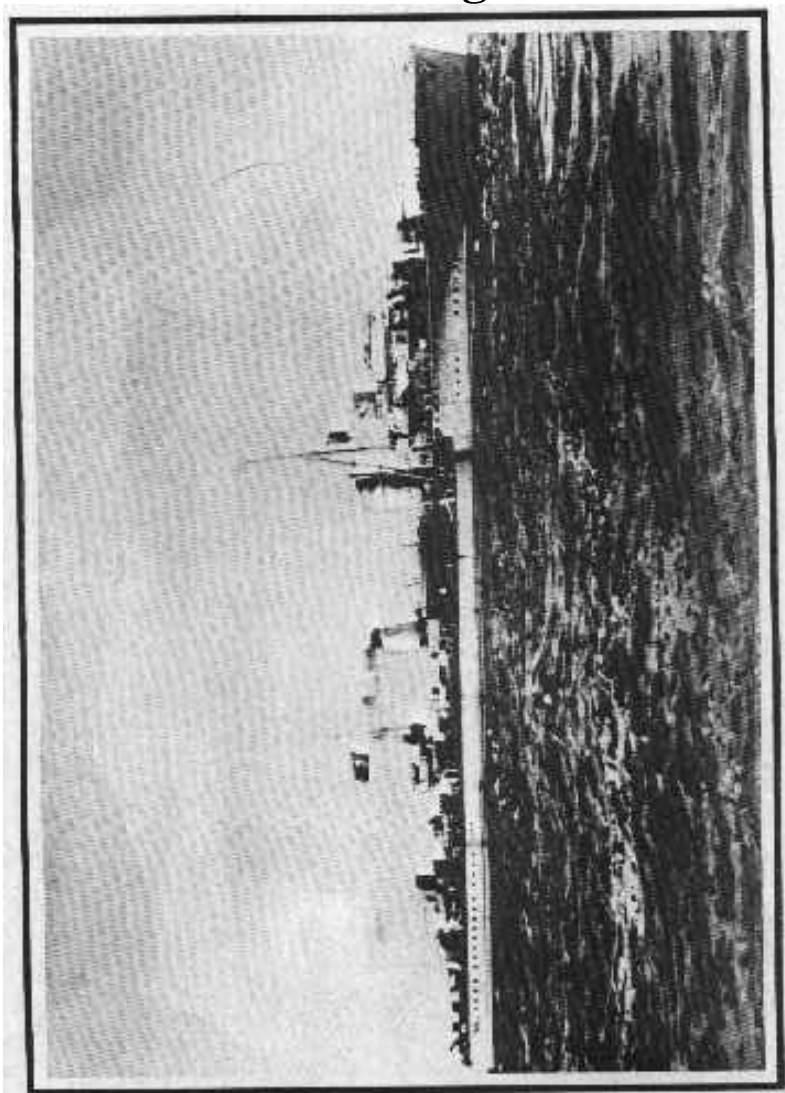
Die Kriegsmarine stellte während des Krieges eine Reihe von Beutefahrzeugen in Dienst, so auch den holländischen Zerstörer GERARD CALLENBURGH. Er gehörte zur Klasse der »Niederländischen Torpedobootjäger« vom Typ ISAAC SWEERS. Diese Klasse umfaßte vier Zerstörer, von denen jedoch zwei – TJERK HIDDES und PHILIPS VAN ALMONDE – nicht fertiggestellt wurden. Diese Schiffe waren für den niederländischen Ostasiendienst bestimmt und in dieser Version zur Ausrüstung mit einem Bordflugzeug vorgesehen. Das Typschiff ISAAC SWEERS konnte Holland beim Einmarsch der deutschen Truppen rechtzeitig verlassen und wurde am 13.11.1942 nordwestlich von Algier vom deutschen U-Boot 431 versenkt.

GERARD CALLENBURGH jedoch befand sich beim Einmarsch der Deutschen noch in der Ausrüstung und wurde in der Werft versenkt. Im Juli 1940 wurde der Zerstörer unter deutscher Regie gehoben und am 11.10.1940 nach Hamburg verbracht, wo ihn die Werft Blohm & Voss fertigstellte. Am 5.10.1942 konnte dann die Kriegsmarine den ehemals holländischen Zerstörer als ZH 1 in Dienst nehmen. Er wurde unter dem Kommando von Korvettenkapitän Barkow der 5. Zerstörerflottille zugeteilt. Seine Einsatzgebiete waren der englische Kanal und die Biskaya. Bei einem Vorstoß gegen die alliierte Invasionsflotte mit den Zerstörern Z 24, Z 32 und dem Torpedoboot T 24 kam es am 9.6.1944 vor der Ile de Batz zu einem Gefecht mit sechs britischen und zwei polnischen Zerstörern, wobei es dem englischen Zerstörer ASHANTI gelang, ZH 1 durch Artillerie- und Torpedotreffer zu versenken.

## Technische Daten

Stapellauf:	9.5.1940
Bauwerft:	Rotterdamsche Droogdok Mij., Rotterdam
Wasserverdrängung Standard:	1.604 t
Wasserverdrängung maximal:	2.228 t
Länge:	106,7 m
Breite:	10,6 m
Tiefgang:	3,52 m
Maschinenleistung:	49.500 PS auf 2 Schrauben
Geschwindigkeit:	37,5 kn
Besatzung:	230 Mann
Bewaffnung:	fünf 12-cm-Kanonen in zwei Doppel- und einer Einzellafette; vier 3,7-cm-Flak; vier 2-cm-Flak; acht Torpedorohre, 53,3 cm, in Vierersätzen; 24 Minen; vier Wasserbombenwerfer

# **Deutsche Kriegsschiffe**



**Zerstörer ZH 1 ex  
»Gerard Callenburg«**